



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Sprache und Identität bei den Ungarn in Österreich

verfasst von

Marion Göls, Bakk. phil. BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

066 854

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Masterstudium Finno-Ugristik

Betreuerin:

Univ. Prof. Dr. Johanna Laakso

Danksagung

Allen voran danke ich meiner Betreuerin, Frau Prof. Dr. Johanna Laakso, für ihre stete Bereitschaft, ihren Studierenden bei jeder Aufgabe mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Selbstverständlich gilt auch meinen Eltern, die mir ein Studium überhaupt ermöglicht haben und in jeder Lebenssituation ein großer Rückhalt sind, großer Dank. Auch meiner Schwester und meinem Lebensgefährten, die immer ein offenes Ohr für mich haben, danke ich von Herzen.

Meinen Probandinnen und Probanden danke ich für die wichtigen Informationen und spannenden Lebensgeschichten, ohne die diese Arbeit nicht zustande gekommen wäre. Ich habe unsere Gespräche sehr genossen.

Schließlich gibt es noch eine Vielzahl an Menschen, die mir Ratschläge gegeben oder Korrekturen an meinen Texten vorgenommen haben. Auch sie haben ihren Anteil an dieser Arbeit.

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung.....	9
I.I. Auswahl des Themas.....	9
I.II. Aufbau der Arbeit.....	10
II. Theoretische Grundlagen.....	13
1. Identität.....	13
1.1. Verwendung des Begriffs in der Wissenschaft.....	13
1.2. Versuch einer Definition.....	14
1.2.1. Individuelle und kollektive Identität	18
1.3. Wozu Identität?	20
2. Identität durch Sprache	21
2.1. Sprachidentität, Sprache und Identität, Identität durch Sprache	21
2.2. Der Zusammenhang zwischen Sprache und Identität	22
2.2.1. Sprache und Identität beim Individuum.....	22
2.2.2. Sprache und Identität von Gruppen.....	24
2.2.2.1. Bedeutung der Sprache für die Identität von Minderheitengruppen.....	25
2.3. Ethnische Identität und Sprache.....	26
2.3.1. Ethnizität/ethnische Identität.....	26
2.3.1.1. Objektive und subjektive Kriterien der ethnischen Zugehörigkeit	27
2.3.2. What language has to do with it – die Rolle der Sprache im Prozess der ethnischen Identifikation	28
2.3.2.1. Die Symbolfunktion der Sprache.....	29
3. Mehrsprachigkeit und deren mögliche Auswirkungen auf die Identität.....	32
3.1. Definitionen von Mehrsprachigkeit	32
3.2. Entstehungsbedingungen für Mehrsprachigkeit	35
3.3. Bewertung und Auswirkungen der Mehrsprachigkeit auf die Identität.....	37
3.3.1. Selbst gewählte/freiwillige Mehrsprachigkeit	38
3.3.2. Erzwungene/nicht-freiwillige Mehrsprachigkeit	39
3.3.3. Mögliche negative Folgen der Mehrsprachigkeit	41
3.3.4. Voraussetzungen für eine ausgeglichene Mehrsprachigkeit	42

4. Sprache in der Gesellschaft: Soziale Identität, ethnolinguistische Vitalität, Spracherhalt und Sprachverlust.....	44
4.1. Soziale Identität	44
4.1.1. Strategien zum Erreichen einer positiven sozialen Identität	45
4.1.1.1. Individual mobility	45
4.1.1.2. Social creativity.....	45
4.1.1.3. Social competition	46
4.1.2. Reaktionen der dominanten Gruppe	46
4.2. Faktoren, die den besonderen Stellenwert der ethnischen Identifikation beeinflussen	47
4.2.1. Ethnolinguistische Vitalität.....	47
4.2.1.1. Statusvariablen.....	47
4.2.1.2. Demografische Faktoren.....	48
4.2.1.3. Faktoren der institutionellen Unterstützung.....	49
4.2.2. Gruppengrenzen	49
4.2.3. Zugehörigkeit zu mehreren Gruppen.....	50
4.3. Spracherhalt, Sprachwechsel und Sprachattrition	51
4.3.1. Faktoren und Erscheinungsformen des Sprachwechsels.....	51
4.3.2. Eine Fallstudie: Ungarisch und Deutsch in Oberwart.....	53
4.3.3. Europaweite Fallstudien: ELDIA und das EuLaViBar	54
5. Die Ungarn in Wien – eine Forschungslücke.....	56
5.1. Die Geschichte der Ungarn in Österreich.....	56
5.2. Zahlen und Daten: Ungarisch in Österreich	57
5.3. Ungarisch im Burgenland und in Wien – Unterschiede im gesetzlichen Status und in der Repräsentation	58
5.3.1. Bildungssystem.....	59
5.3.2. Medien.....	59
5.4. Ansehen und Spracherhalt	60
5.5. Identität durch Sprache im Burgenland und in Wien	61
5.6. Die Forschungslücke.....	62
III. Empirische Untersuchung	63
6. Die Methode.....	63
6.1. Der Fragebogen.....	63
6.2. Die Probandinnen	64

6.2.1. Auswahl und Lokalisierung	64
6.2.2. Kurzbeschreibung	64
6.2.3. Entstehen der Mehrsprachigkeit	66
6.3. Die Interviewsituation	67
6.4. Unsere gemeinsame Sprache	67
7. Beschreibung der Studienergebnisse	69
7.1. Sprachgebrauch der Probandinnen	69
7.1.1. Definitionen von Mehrsprachigkeit	69
7.1.2. Die eigene(n) Muttersprache(n)	70
7.1.2.1. Sprachkompetenz und Beherrschung der Modalitäten	72
7.1.2.2. Emotionale Komponenten – Fluchen und Träumen	73
7.1.3. Verwendung des Ungarischen	74
7.1.4. Bildungssprache(n)	76
7.1.5. Die Wichtigkeit, Sprachen zu lernen	78
7.1.6. Domänen des Sprachgebrauchs	79
7.1.6.1. Behörden und offizielle Einrichtungen	80
7.1.6.2. Berufsleben	81
7.1.6.3. Freizeit und Hobbies	82
7.2. Einstellungen	83
7.2.1. Der richtige Ungar und die richtige Ungarin	83
7.2.2. Merkmale der ‚guten‘ ungarischen Sprache	84
7.2.3. Schönheit der ungarischen Sprache	85
7.2.3.1. Vorteile durch Ungarischkenntnisse	86
7.2.4. Weitergabe der ungarischen Sprache – allgemein	87
7.2.5. Bewertung des Ungarischen durch die Österreicher	89
7.3. Repräsentation des Ungarischen in Österreich	91
7.3.1. Repräsentation in den Medien	91
7.3.2. Repräsentation im Bildungssystem	92
7.3.3. Der Wunsch nach mehr Angebot	93
7.4. Persönliche Wahrnehmung und Identität	94
7.4.1. Würdest du dich selbst als mehrsprachig bezeichnen?	94
7.4.2. Selbstwahrnehmung nach ethnischen Gesichtspunkten	96
7.4.3. Entwurzelung	98
7.4.4. Weitergabe der ungarischen Sprache – persönlich	102

8. Zusammenfassung und Diskussion der Studienergebnisse	103
8.1. Ausdruck der eigenen Identität	103
8.2. Sprache als Identitätsmerkmal	103
8.3. Bewertung von Mehrsprachigkeit	104
8.4. Weitergabe der ungarischen Sprache	104
8.5. Sprachkompetenz	105
8.6. Verwendung der Sprachen in verschiedenen Bereichen	105
8.6.1. Verwendung im Familienleben	105
8.6.2. Verwendung bei Behörden und in anderen öffentlichen Bereichen	106
8.6.3. Verwendung im Bildungssystem	107
8.7. ‚Spielen‘ mit der eigenen Mehrsprachigkeit	107
8.8. Internet und Mobilität	108
8.9. Faktoren, die für eine positive Identität meiner Probandinnen den Ausschlag geben	109
8.9.1. Wertschätzung	109
8.9.2. Entstehungsbedingungen – freiwillige und unfreiwillige Mehrsprachigkeit... ..	110
8.9.3. Status der Sprache	111
8.9.4. Gemeinsame Geschichte und Sonderstatus der Ungarn in Österreich	111
8.9.5. Gruppengröße und Verbreitung	112
8.9.6. Mehrsprachigkeit in der Welt – Mehrsprachigkeit als Ressource	113
8.10. Schlussbemerkungen und Ausblick	114
IV. Zusammenfassungen	117
IV.I. Zusammenfassung in deutscher Sprache	117
IV.II. Összefoglalás (Zusammenfassung in ungarischer Sprache)	124
V. Abstract	131
VI. Anhänge	133
Anhang 1: Gesprächsleitfaden	133
Anhang 2: Einverständniserklärung	135
VII. Literaturverzeichnis	137
VIII. Curriculum Vitae	143

I. Einleitung

„Put as simply as possible, your identity is who you are.“ (Joseph 2004: 1)

Diese Aussage wirkt auf den ersten Blick logisch, ja fast schon redundant, dennoch ist genau das die Essenz von Identität. Befasst man sich allerdings eingehender mit der Frage ‚Wer bin ich *eigentlich*?‘, so könnten wohl viele Menschen über dieses Thema ein ganzes Buch verfassen. Noch komplexer gestaltet sich die Aufgabe, die eigene Identität oder jene eines anderen Menschen zu ergründen, wenn mehrere ‚Kulturen‘ bzw. Sprachen in der Entwicklung des Individuums eine Rolle spielen. In dieser Arbeit sollen daher mögliche Auswirkungen von Mehrsprachigkeit auf die Identität diskutiert werden.

I.I. Auswahl des Themas

Die Entscheidung für den Forschungsschwerpunkt meiner Arbeit erfolgte aus zwei Gründen: zum einen habe ich im Laufe meines Studiums naturgemäß viele ‚Betroffene‘ kennen gelernt und gemerkt, dass Mehrsprachigkeit in Österreich durchaus etwas Alltägliches ist, das einer gebürtigen Österreicherin nicht unbedingt bewusst ist, solange sie damit nicht direkt konfrontiert ist. Schnell wurde dadurch mein Interesse an Mehrsprachigkeit und deren vielfältigen Erscheinungsformen und Implikationen für die Gesellschaft geweckt. Viele meiner Kollegen wurden zu Freunden und so wurde mir unweigerlich klar, dass das Selbstbild eines Menschen mehr oder weniger von seiner Mehrsprachigkeit und ‚Mehrkulturalität‘ geprägt ist. Ich habe auch erfahren, dass es keineswegs nur ein Vorteil sein muss, mehrere Sprachen zu sprechen, wie es lange Zeit meiner Wahrnehmung entsprach, sondern auch eine gewisse ‚Zerrissenheit‘ die Folge sein kann. Zu erforschen, aus welchen Gründen ein Mensch seine Mehrsprachigkeit positiv bewertet und ein anderer eben nicht, war also schon lange Zeit mein Vorhaben.

Der zweite Grund, warum ich mich gerade für dieses Thema entschieden habe, ist, dass die Ungarn in Wien eine noch relativ schlecht erforschte und dokumentierte Gruppe darstellen. Ist in Österreich von Volksgruppen die Rede, die es zu erforschen gilt, so gibt es beispielsweise eine große Vielfalt an Texten über die Slowenen in Kärnten. Auch über die

Ungarn in Österreich gibt es bereits einige Abhandlungen, die meisten Untersuchungen wurden allerdings in den zweisprachigen Gemeinden im Burgenland durchgeführt. Dort bietet sich einem Beobachter allerdings ein gänzlich anderes Bild.

Die spärlich vorhandenen Abhandlungen über die Ungarn, die außerhalb Ungarns leben, wurden überdies meist von Forschern aus dem ‚Mutterland‘ verfasst und verfolgen andere forschungspolitische Ziele. Da sie außerdem meist auf Ungarisch geschrieben sind, bleiben sie einem recht kleinen Publikum vorbehalten.

I.II. Aufbau der Arbeit

Als Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit sollen mögliche Definitionen von Identität dienen. Zunächst wird die vielseitige Verwendung des Konzeptes der Identität in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen diskutiert und in weiterer Folge versucht, eine für meine Zwecke geeignete Definition des Terminus zu finden.

Schon eine bloße Definition für das Phänomen der Identität festzulegen, ist kein einfaches Unterfangen. Noch komplexer wird es allerdings, versucht man Identität mit Konzepten wie Ethnizität oder Sprache in Beziehung zu setzen.

Bereits im zweiten Kapitel soll daher die Bedeutung der Sprache im Prozess der Identitätsfindung diskutiert werden. Es sollen verschiedene Ansätze besprochen werden, die der Sprache mehr oder weniger große Bedeutung zuschreiben. Auch die Rolle der Sprache im Prozess der ethnischen Identifikation wird hier thematisiert.

In einem weiteren Kapitel werden Entstehungsbedingungen von Mehrsprachigkeit besprochen, außerdem sind unterschiedliche Bewertungen von Mehrsprachigkeitssituationen und daraus resultierende Auswirkungen auf die Identität von Mehrsprachigen Thema dieses Abschnitts.

Schließlich möchte ich Aspekte der Identität von Gruppen vorstellen und dazu zwei Theorien diskutieren, nämlich zum einen die *Social Identity Theory* von Henri Tajfel, die das Konzept der Identität aus der Sicht der Sozialpsychologie betrachtet und in weiterer Folge unter anderem von einigen Sprachwissenschaftlern aufgegriffen wurde. Damit im Zusammenhang

steht schließlich die Theorie der *ethnolinguistischen Vitalität* von (Minderheiten-)Gruppen, die von Howard Giles und Kollegen geprägt wurde.

Eine positive Identität im Hinblick auf Mehrsprachigkeit und letztlich der Erhalt einer Minderheitensprache stehen meiner Ansicht nach in einem reziproken Verhältnis zueinander: eine positive Identifikation mit der Sprache verbessert deren Chance, erhalten zu bleiben. Andererseits beeinflussen Bestrebungen, den Spracherhalt zu fördern, das Gefühl einer positiven Identifikation. Deshalb werden Faktoren für Spracherhalt und das Europäische Sprachvitalitäts-Barometer (European Language Barometer – EuLaViBar) als Ziel des europaweiten Forschungsprojektes ELDIA in einem weiteren Abschnitt besprochen.

Schließlich möchte ich die Situation der ungarischen Sprache in Österreich kurz umreißen. Auch in diesem Abschnitt spielen Erkenntnisse, die im Zuge des ELDIA-Projektes gewonnen wurden, eine Rolle.

Im empirischen Teil meiner Arbeit soll erforscht werden, wie Ungarischsprachige in Wien ihre Situation wahrnehmen bzw. wie sie ihre eigene Identität definieren. Anhand verschiedener Faktoren und der Auswertung meiner Studienergebnisse soll schließlich besprochen werden, welche Umstände sich letztlich positiv oder negativ auf die sprachliche Identität bei den Ungarischsprecherinnen in Wien auswirken können.

An dieser Stelle möchte ich noch anmerken, dass dem Lesefluss zuliebe bei der Verwendung von Pronomen und Pluralformen in dieser Arbeit darauf verzichtet wurde, stets sowohl feminine als auch maskuline Formen zu verwenden.

Da mir die Gleichbehandlung der Geschlechter aber auch und vor allem in der Sprache ein großes Anliegen ist, wurde darauf geachtet, dass geschlechterspezifische Bezeichnungen („Probandinnen“ wie „Probanden“, „Sprecher“ wie „Sprecherinnen“) in ungefähr gleichem Ausmaß vertreten sind. Diese sind in beiden Fällen unbedingt geschlechtsneutral zu verstehen.

II. Theoretische Grundlagen

1. Identität

1.1. Verwendung des Begriffs in der Wissenschaft

Der Begriff der Identität hat seit den 1960^{er} Jahren immer breitere Anwendung erfahren, sowohl in der Wissenschaft, als auch im allgemeinen Sprachgebrauch. Als wissenschaftlicher Fachterminus wurde Identität zuerst in der Individualpsychologie beschrieben, in der man noch bis heute die ursprünglichen Definitionen finden kann. Mit der Zeit ist daraus ein recht greifbarer allgemeiner Begriff geworden, wenngleich zu bedenken ist, dass es einige Synonyme gibt, die sich zumeist auf Teilaspekte des Gesamtkonzepts Identität beziehen, wie etwa Selbstverständnis, Selbsterfahrung, Selbstgefühl oder Selbstbewertung.

Auch auf andere Wissenschaftsdisziplinen weitete sich der Begriff aus. In der Geschichtsforschung zum Beispiel fasst man unter dem Begriff der Identität all jene Faktoren zusammen, die etwa in Form politischer Ereignisse oder aber als geistesgeschichtliche Strömungen das Profil einer Kultur ausmachen und auch empirisch beschreibbar sind. Setzt sich ein Historiker mit dem Konzept der nationalen Identität auseinander, so beschäftigt er sich hauptsächlich mit sozialen Institutionen, mit Trends des literarischen Schaffens oder mit politischen Konzepten. (Haarmann 1996: 218 f.)

Auch Jenkins betont, dass der Begriff der Identität in den verschiedensten Bereichen der Wissenschaft zur Anwendung kommt:

Identity has been one of the unifying themes of social science for the last twenty years, and shows no signs of going away. Everybody has *something* to say about identity: anthropologists, geographers, historians, philosophers, political scientists, psychologists, sociologists [...] Identity, it seems, is bound up with everything from political asylum to credit card fraud, shopping to sex. And the talk is about change, too: about new identities, the return of old ones and the transformation of existing ones. About shape-shifting, on the one hand, and the deep foundations of selfhood, on the other. (2008: 28)

Kremnitz betont den Wandel, den der Terminus Identität, der ursprünglich aus der Logik und Mathematik stammte, im Laufe der Zeit durchgemacht hat: „Während der Schwerpunkt in den ersten Wissenschaften auf der vollständigen Übereinstimmung in *allen* Merkmalen liegt, und der Terminus ein (vor allem) synchroner ist, reinterpretiert ihn die Individualpsychologie diachron;“ (1995: 67) Im Laufe der Geschichte haben sich außerdem das Selbstbild des Menschen und damit auch der Aufbau der Identität gewandelt. Früher organisierte sich die Identität in konzentrischen Kreisen wie Familie, Nachbarschaft, Stadt oder Ort, Region und Nation. (Bausinger 1999: 13) In Zeiten einer stetig wachsenden Mobilität und unter dem Einfluss des Internets gestaltet sich die Gesellschaft immer komplexer und damit auch die Herausbildung der Identität. Sie setzt sich nicht mehr nur aus räumlich bedingten Konstituenten zusammen, sondern es tragen auch komplexere Gruppenzugehörigkeiten, Alter, Geschlecht etc. bei, was die Identität zu einem dynamischen und flexiblen Konstrukt macht, das sich stetig ändert.

1.2. Versuch einer Definition

Nach Kretschmer wird unter Identität „die Gleichheit zweier Erscheinungen oder wenigstens das, was bei beiden gleich ist verstanden; im engeren Sinn die persönliche Erkenntnis, von Tag zu Tag, durch Lebensabschnitte hindurch der Gleiche zu sein, was [...] voraussetzt, daß [sic!] der Mensch eine Vorstellung von sich selbst und seinen Lebensbezügen in Vergangenheit und Zukunft hat.“ (1995: 242)

Es handelt sich also um eine Art Selbstähnlichkeit, die einzelne zeitliche Abschnitte, in denen die Person bestimmte Handlungen durchführt oder Einstellungen formuliert, miteinander verbindet. Somit hat jeder Mensch gewissermaßen über die Zeit seines Lebens hindurch eine bestimmte Identität. Das bedeutet weiters, dass es bestimmte Eigenschaften gibt, die einen konstanten ‚harten Kern‘ der Person bilden. Diese Eigenschaften sind ganz allgemein charakteristisch für die Person und bestimmen deren Einstellungen, Gefühle und letztlich ihr Verhalten: „Identität in diesem Sinn ist daher dasjenige, was einen Menschen zu dem macht, als der er sich zeigt.“ (Oppenrieder/Thurmair 2003: 40)

Auch Edwards spricht von einer – vom lateinischen Wortstamm *idem* (derselbe) ausgehenden – Gleichheit und Kontinuität:

The essence of identity is similarity: things that are identical are the same [...] And this most basic sense is exactly what underpins the notion of identity as it applies to personality. It signifies the ‚sameness‘ of an individual, at all times or in all circumstances [...] the fact that a person is oneself and not someone else. It signifies a continuity, in other words, that constitutes an unbroken thread running through the long and varied tapestry of one’s life. (2009: 19)

Die Kontinuität der (Selbst-)Wahrnehmung wird somit zu einem Kriterium, während gleichzeitig Veränderung ein zentrales Moment der Identität darstellt. Es gilt zu beachten: „[...] die Summe der Konstanten überwiegt zu jedem Zeitpunkt die Summe der Veränderungen so, daß [sic!] die Wahrnehmung der Kontinuität der eigenen Existenz nicht in Frage gestellt ist.“ (Kremnitz 1995: 67) Dabei gehen solche Veränderungen kontinuierlich und für den Betroffenen zum größten Teil unbewusst vor sich, der Begriff der Identität beruht also in der Psychologie auf einem Gleichgewicht von Kontinuität und Veränderung. Identität kann aber nicht unabhängig von gesellschaftlichen Zusammenhängen betrachtet werden, sie ist vielmehr das Resultat eines Zusammenspiels von Eigen- und Fremdwahrnehmung.

Den ‚Prozesscharakter‘ der Identität betont unter anderem Tabouret-Keller: „ [...] in a lifelong process, identity is endlessly created anew, according to very various social constraints (historical, institutional, economic, etc.), social interactions, encounters, and wishes that may happen to be very subjective and unique. (1997: 316)

Oftmals erklärt man sich das eigene Verhalten, eigene Einstellungen und Gefühle durch ein Vorhandensein von zentralen, konstanten Eigenschaften. Von diesen einzelnen Eigenschaften wird dann auf ein ganzes Bündel geschlossen, was im Idealfall zu echten Verallgemeinerungen, im anderen Extremfall zu negativen Stereotypen führen kann. Zum Beispiel kann man aus der Berufssparte einer Person Schlüsse über deren Verhalten, mögliche Reaktionen und Einstellungen in gewissen Situationen schließen. Dieser Tatsache bedient sich unter anderem die Marktforschung. Neben dem ‚positiven‘ Effekt der

Feststellung von Ähnlichkeiten kann es aber auch dazu kommen, dass gewisse Eigenschaften zur Ausgrenzung all jener verwendet werden, die anders sind. (Oppenrieder/Thurmair 2003: 40 f.)

Der Terminus Identität kann auch andeuten, dass es sich dabei um ein sehr festes und unveränderliches Konstrukt handelt. In diesem Zusammenhang nennt Bausinger als Beispiel persönliche Dokumente. Diese beziehen sich zumeist auf die Nationalität des Eigentümers, die somit zu einer Art Kern der Identität wird. Dabei ist aber nicht einmal diese – wie er es nennt – bürokratische Dimension der Identität eindeutig zu definieren, da man vielleicht an dem einen Ort geboren wurde und dann ganz woanders lebt.

Jede Person organisiert bewusst oder unterbewusst ihre Identität. Dabei hängt diese aber nicht nur von materiellen Bedingungen ab. Man kann in einem Land seinen Lebensunterhalt verdienen, dennoch entscheidet für die persönliche Identität die Bindung an eine Heimat, wie es etwa bei Migranten der Fall ist. Für sie stellt die Identität oftmals eine Alternative zu ihrer tatsächlichen Umgebung dar. (Bausinger 1999: 13 f.)

Mit dieser ‚Organisation‘ der eigenen Identität wird schon angedeutet, dass die Identität eines Menschen sich aus zahlreichen Komponenten zusammensetzt. Eine Rolle spielen hierbei Lebensgewohnheiten oder Arbeitswelt genauso wie bestimmte Werte oder Hautfarbe. Daraus schließt Haarmann: „versteht man Identität als anthropologische Konstante mit spezifischer funktioneller Infrastruktur, so ist dies eine sinnvolle Ausgangsbasis für eine Annäherung an den Begriff.“ (1996: 219) Er sieht die Identität also als übergeordnetes Kontrollorgan über das menschliche Verhalten, sowohl verbal als auch nonverbal. So ziehen nach seiner Ansicht Störungen in der Identitätsfindung unausweichlich Verhaltensstörungen nach sich, sowohl beim Individuum, als auch in der Gruppe. Der Terminus ‚Anomie‘ beschreibt ebensolche Störungen und wird in einem weiteren Kapitel noch Thema sein.

Man könnte also sagen, die Identität einer Person besteht aus verschiedenen Schichten, die ein mehr oder weniger verschlungenes und geschlossenes Netzwerk bilden. Manche Teile dieses Netzwerks können dabei locker und anfällig für Veränderungen sein, manche in größerem oder geringerem Maße permanent. (Tabouret-Keller 1997: 316)

Auch Edwards stellt fest, dass es so etwas wie *die eine* Identität gar nicht gibt, sondern dieses Konzept vielmehr aus verschiedenen ‚Teil-Identitäten‘ zusammengesetzt ist: „[...] identities very rarely exist singly: on the contrary, we all possess a number of identities – or facets of one overarching identity, if you prefer – the salience of which can be expected to wax and wane according to circumstances and context.“ (2009: 2)

Auch Skutnabb-Kangas beschreibt die ‚Vielschichtigkeit‘ der Identität, wobei den jeweiligen Komponenten unterschiedliche Bedeutung zukommt und auch die Bedeutsamkeit eines Teiles der Identität im Laufe des Lebens zu- oder abnehmen oder völlig verblassen kann:

We may identify ourselves simultaneously as, for instance, woman, socialist, ecological farmer, world citizen, mother, daughter, wife, researcher, Finnish, Scandinavian, European, witch, theosopher, lover of music and plants, and so on. This can be done without these identities necessarily being in conflict with each other. (1999: 54 f.)

Man kann die einzelnen Komponenten der Identität grob in stärkere und schwächere Konstanten einteilen. ‚Verhaltensmäßige‘ Komponenten, zu denen man unter anderem Religionszugehörigkeit und Sprache zählen kann, gelten als eher anfällig für Veränderungen als biologische Merkmale wie etwa Aussehen. Identität kann auch von Widersprüchen geprägt sein, schließlich steht die Bedeutung, die in bestimmten Situationen einer der Komponenten zuteil wird, unter dem Einfluss gewisser äußerer Umstände. (Kremnitz 1995: 68 f.)

Jeder Mensch legt sich also verschiedene (Teil-)Identitäten zurecht, dennoch sind manche vielleicht wichtiger oder mehr im Vordergrund als andere. Es gibt auch eine weitere Betrachtungsweise, unter der wir sozusagen eine multiple Identität haben, und zwar durch die Wahrnehmung anderer. Man kann für gewöhnlich nicht die wahre Identität anderer Menschen erkennen, man kann sie nur von außen konstruieren – somit konstruiere ich als Individuum eine andere Version meiner Mitmenschen, die auf meiner Beobachtung auf der einen und meinem eigenen Selbst auf der anderen Seite basiert. „So there are as many versions of „you“ out there as there are people whose mental space you inhabit.“ (Joseph 2004: 8)

1.2.1. Individuelle und kollektive Identität

In einem ersten Versuch das Phänomen der Identität zu definieren, war zumeist die Rede von der Konstruktion der individuellen Identität. Häufig wird dieser die so genannte kollektive Identität gegenübergestellt, was aber nicht nur meiner Meinung nach einer ziemlichen Vereinfachung des tatsächlichen Wesens von Identität entspricht. So sagt zum Beispiel Edwards „personal and group identity embrace one another.“ (2009: 2) Und auch Jenkins hält eine strikte Unterteilung nicht für sinnvoll: „ [...] the former emphasises difference and the latter similarity. This is only a matter of their respective *emphases*, however: each emerges out of the interplay of similarity and difference.“ (2008: 38)

Die persönliche Identität ist im Grunde das Resultat sämtlicher individueller Eigenschaften und Voraussetzungen, die die Einzigartigkeit jedes Menschen ausmachen. Das bedeutet aber nicht, dass jeder Mensch eigene psychologische Komponenten innehat, die nur ihm alleine zur Verfügung stehen. Vielmehr haben wir alle die gleichen Möglichkeiten, die Einzigartigkeit des Individuums ergibt sich aus der bestimmten Kombination und unterschiedlichen Gewichtung dieser Möglichkeiten. Dies kann durchaus als Beweis dafür angesehen werden, dass tatsächlich keine scharfe Grenze zwischen Persönlichkeit und sozialer Identität, oder - mit anderen Worten - zwischen individueller und kollektiver Identität, gezogen werden kann: „Our personal characteristics derive from our socialisation within the group (or, rather, groups) to which we belong; one's particular context defines that part of the larger human pool of potential from which a personal identity can be constructed.“ (Edwards 2009: 20)

Individuelle und kollektive Identität stehen also keineswegs in Opposition zueinander, vielmehr handelt es sich um ein Zusammenspiel. Die Struktur der eigenen Identität hängt stark mit jenen Eigenschaften zusammen, die die kollektive Identität ausmachen. Gewisse Elemente der Gruppenexistenz, wie etwa Religionszugehörigkeit, Wohnverhältnisse und Lebensstil, aber eben auch die Sprachzugehörigkeit, werden dem Individuum von den Eltern vorgelebt und von der Umgebung vorgegeben, bevor es sich selbst einer Identität überhaupt bewusst wird. Entwickelt das Individuum das Bewusstsein seiner individuellen Identität, indem es selbstständig Erfahrungen auswertet und damit seine eigene Persönlichkeit formt, können sich einige dieser Elemente verändern. Beispielsweise kann die Konfession ebenso wie der Wohnort gewechselt werden oder es kann sich die Lebensweise verändern, die

Sprache ist im Vergleich dazu noch relativ konstant. Meist ist dies der Fall, weil es ganz einfach keine Alternative gibt, zumindest nicht in einer einsprachigen Umgebung. In einer mehrsprachigen Umgebung und nach mehrsprachiger Sozialisierung kann sich das Individuum selbstständig entscheiden, ob es sich positiv mit seiner Mehrsprachigkeit identifiziert oder aber sich selbst bewusst als Mitglied einer bestimmten Sprachgemeinschaft definiert. (Haarmann 1996: 223)

Auch Oppenrieder/Thurmair beschreiben Gruppenidentitäten neben dem „personenbezogenen Typ von Identität“. Ihrer Meinung nach zeichnet sich die kollektive Identität aus durch „wesentliche Charakteristika, die eine Gruppe und das aus ihr hervorgehende Verhalten und die in ihr gehegten Einstellungen mitformen und gleichzeitig von anderen Gruppen abgrenzen.“ Weiters manifestieren sich Gruppenidentitäten im Verhalten der einzelnen Mitglieder, von denen erwartet wird, dass sie sich ihrer Gruppe gegenüber loyal verhalten, also „die identitätsstiftenden Züge der Gruppe im Wesentlichen mittragen.“ (2003: 41) Dabei überlagern sich verschiedene Arten von Gruppenidentitäten wie Nationalität, Beruf, Zugehörigkeit zu Vereinen oder Interessensgemeinschaften in der Ausbildung der persönlichen Identität. Es kann dabei auch zu Loyalitätskonflikten kommen, wenn mehrere Gruppen mit einander in Konkurrenz stehen.

Obwohl – wie bereits weiter oben erwähnt – auch das Individuum den Anteilen seiner Identität unterschiedliches Gewicht beimisst, stützt sich die kollektive Identität noch mehr auf bestimmte gemeinsame Merkmale. Manche von ihnen werden anderen untergeordnet, andere wiederum verlieren an Bedeutung und werden nicht berücksichtigt.

Identität ist also ein zentrales Moment der Eingliederung des Individuums in eine Gruppe, gleichzeitig aber auch ein Mittel zur Abgrenzung der eigenen Gruppe gegenüber anderen. Auch Gruppenidentifikation ist binär strukturiert, durch positive Elemente der Gruppenzugehörigkeit (interne Gruppensolidarität) auf der einen und negative Elemente der Abgrenzung von anderen Gruppen (externe Grenzmarkierung der Gruppe) auf der anderen Seite. Das Erleben einer sprachlichen Zugehörigkeit und damit einhergehend eine Vertrautheit im sprachlichen Umgang prägt das Individuum genauso wie das Bewusstwerden einer sprachlichen Barriere gegenüber Anderssprachigen. (Haarmann 1996: 222)

Oppenrieder und Thurmair bringen das Fazit zu vorangegangener Diskussion auf den Punkt: „Die individuelle Identität speist sich mehr oder weniger stark aus den Charakteristika der Gruppe(n), der/denen man zugeordnet wird oder sich als zugehörig empfindet.“ (2003: 41)

1.3. Wozu Identität?

Warum aber sollen wir uns überhaupt mit dem Thema der Identität auseinandersetzen? Welchen Nutzen können wir daraus ziehen, zu wissen, wer wir sind und wer die anderen?

Oppenrieder/Thurmair beantworten diese Fragen folgendermaßen: „Identitäten sind [...] einheitsstiftende Konstruktionen, die es erlauben, Verhaltensweisen und Einstellungen verstehbar zu machen. [...] Sie sind Konstrukte, die für die Erklärung und Steuerung von Verhalten und Einstellungen zentral sind.“ (2003: 41)

Identifikation bedeutet für den Menschen eine binäre Kategorisierung in das, was er ist und das, was er nicht ist. Es findet also ein Wechselspiel zwischen Abgrenzung und Solidarisierung statt. Daraus folgt, dass Identität eine Notwendigkeit für das Individuum darstellt, sein Verhalten, sein Denken, sein Handeln mit seiner Umwelt und deren Gegebenheiten in Einklang zu bringen. (Haarmann 1996: 222)

Jenkins meint, eine Welt, wie wir sie kennen, wäre ohne Identität und Identifikation gar nicht möglich:

Without repertoires of identification we would not be able to relate to each other meaningfully or consistently. We would lack that vital sense of who's who and what's what. Without identity there could simply be no human world, as we know it. This is the most basic sense in which identity matters. (Jenkins 2008: 27)

Nachdem nun versucht wurde zu klären, wodurch der Terminus der Identität geprägt ist, welche Bedeutung er für den Menschen hat und warum es überhaupt nötig ist, sich mit dem Thema auseinander zu setzen, soll im nächsten Kapitel dargestellt werden, welche Rolle die Sprache im Prozess der Identifikation spielt und welche Auswirkungen dies mitunter haben kann.

2. Identität durch Sprache

Die Bedeutung der Sprache für die Konstruktion des Selbst, der Persönlichkeit, wenn man so will, liegt unter anderem für Joseph auf der Hand: „Each of us, after all, is engaged with language in a lifelong project of construction who we are, and who everyone else is that we meet, or whose utterances we simply hear or read.“ (2004: 14)

In weiterer Folge soll dargestellt werden, warum der Sprache derartige Bedeutung bei der Ausbildung der Identität zukommt und wie sich dies äußern kann.

2.1. Sprachidentität, Sprache und Identität, Identität durch Sprache

Der Titel des vorliegenden Kapitels deutet bereits verschiedene Möglichkeiten an, die Relation zwischen Sprache und Identität zu interpretieren. Weiters lässt er mögliche Fragestellungen erahnen, die diese Beziehung für die Sprachwissenschaft impliziert.

Sprachidentität kann zum einen die Eigenschaft einer Sprache sein, sich identifizieren und von anderen abgrenzen zu lassen, es handelt sich sozusagen um die ‚eigene Identität‘ der Sprache. Sprachidentität kann sich aber auch auf die Identität einer einzelnen Person im Hinblick auf deren Sprache(n) beziehen, wobei eine Einzelsprache oder aber ein bestimmter Dialekt, Soziolekt, etc. gemeint sein kann. Offen bleibt allerdings, ob es sich dabei um einen permanenten Bestandteil der persönlichen Identität handelt, oder ob die Sprache als identitätsstiftendes Merkmal lediglich in gewissen Situationen und Zusammenhängen besonders betont wird.

Sprache kann entweder im Selbstverständnis des Individuums oder aber in der Identifikation von außen eine zentrale oder nebengeordnete Rolle einnehmen. Von außen können den Sprechern einer bestimmten Sprache oder Varietät, sowohl als Einzelpersonen als auch als Zugehörige zu einer Gruppe, Persönlichkeitsmerkmale zugeschrieben werden. Aus diesen Einstellungen ergeben sich dann in weiterer Folge positive oder negative Stereotypen. (Thim-Mabrey 2003: 1 f.)

Die Fügung *Identität durch Sprache* beschränkt hingegen die Sicht auf die Person und ihre Identität, sofern hier die Sprachverwendung als wichtiger Bestandteil der Identität agiert. „Die Präposition *durch* impliziert, dass die Sprache instrumentell an der Identitätsbildung einer Person – in ihrem Selbstverständnis und in der Außenwahrnehmung – beteiligt sein könnte.“ (Thim-Mabrey 2003: 2) In meinem empirischen Teil wird mich besonders interessieren, wie die Sprache zum Selbstverständnis meiner mehrsprachigen Probandinnen beiträgt und wie sie die Fremdwahrnehmung von außen einschätzen. Daher ist die Fügung ‚*Sprache durch Identität*‘ sozusagen Überbegriff und Gegenstand meiner Untersuchungen.

Haarmann kritisiert, dass die meisten Forscher sich mit Sprache *und* Identität auseinandersetzen, obwohl es seiner Meinung nach eher angebracht wäre, die Sprache als eine Komponente der Identität zu sehen, denn sie ist „keine Kategorie, die man Kultur oder Sprache nebenordnen kann; vielmehr ist sie eine übergreifende Größe, zu der die beiden erwähnten Begriffe in Abhängigkeit stehen. Kultur- und Sprachfähigkeiten sind ohne Identität als ihre Voraussetzung nicht denkbar.“ (1996: 219)

Die im Einleitungskapitel bereits erwähnte Vielzahl an Identitäten oder Facetten der Identität spiegelt sich in einer gewissen Bandbreite an Sprechweisen und sprachlichem Verhalten wider, wobei nicht zwingend zwei verschiedene Sprachen im engsten Sinne beteiligt sein müssen. Nicht nur Mehrsprachige haben mehr als eine Varietät in ihrem Repertoire, viele Menschen können zumindest als bidialektal angesehen werden und jeder Mensch hat mehrere stilistische Varianten zur Verfügung. (Edwards 2009: 3)

2.2. Der Zusammenhang zwischen Sprache und Identität

2.2.1. Sprache und Identität beim Individuum

Unter Forschern herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass die Sprache und die Identität eines Menschen in engem Zusammenhang stehen. Viele von ihnen sind gar der Meinung, dass beide unabhängig voneinander nicht hinreichend observiert werden können.

Unter anderem findet sich diese Ansicht bei Tabouret-Keller (1997: 315), die zu verstehen gibt: „The language spoken by somebody and his or her identity as a speaker of this language are inseparable [...] Language acts are acts of identity.“ Damit bezieht sie sich auf das Werk *Acts of Identity*, das in Zusammenarbeit mit Robert Le Page 1985 erschien und zu einem Klassiker auf dem Gebiet wurde. Demnach entstehen Konzepte wie Sprache und Gesellschaftsordnung durch so genannte Identitätshandlungen (*acts of identity*), die Individuen permanent im Umgang mit sich und anderen durchführen.

Nach Le Page und Tabouret-Keller haben alle sprachlichen Gegebenheiten immer eine soziale Komponente, das Individuum kommuniziert einen Teil seines eigenen Selbst und seiner Vorstellungen mittels der Art, wie es seine Sprache in einem Kontext einsetzt oder – aus welchen Gründen auch immer – eben nicht von ihr Gebrauch macht.

Im Zuge ihrer Untersuchungen in den 1960^{er} Jahren in Belize wurde ebenfalls deutlich, dass die Sprache nie als alleiniges Kriterium für ethnische Identität zu werten ist, sondern immer im Zusammenhang mit anderen Kriterien, wie äußerer Erscheinung oder Abstammung steht. Der Beziehung zwischen Sprache und ethnischer Identität werde ich mich im Zuge dieser Arbeit noch widmen.

Ein *act of identity* kann also jedes Handeln sein, das Identität vermittelt. Die Sprache ist dabei nicht das einzige Mittel für den Identitätsakt, spielt jedoch eine besondere Rolle. Auch Joseph (2004: 13) merkt an, dass Sprache und Identität „ultimately inseparable“ sind. Sprache ist ja schlussendlich jenes Charakteristikum, das den Menschen zu der Spezies macht, die er ist und deshalb muss sie in jeder Betrachtung der Identität eine Rolle spielen. (vgl. auch Edwards 2009: 29)

Tabouret-Keller erklärt den engen Zusammenhang von Sprache und Identität schließlich auf Grundlage der Psychologie des Menschen:

Identification processes range all the way from the confluent identification of mother and new-born by [...] nursing, to mere imitation of another, and to identification proper where someone adopts, consciously or unconsciously, a feature or a set of features of another's behaviour. Language offers the largest range of features and the most easily adoptable ones for identification [...]" (1997: 317 f.)

Traditionell wird die Beziehung zwischen Sprache und Identität also entweder als eine Frage individueller Charakteristika oder aber im Zusammenhang mit sozialen Rollen betrachtet. Im ersten Fall werden sowohl Identität als auch Sprache sozusagen als Eigentum des Individuums verstanden und die Charakteristika der Sprache als symbolische Aspekte der individuellen Identität interpretiert. Im zweiten Fall handelt es sich bei der Beziehung zwischen Sprache und Identität um einen Prozess der Definition der sozialen Realität in bestimmten Situationen. (Heller 1987: 780)

2.2.2. Sprache und Identität von Gruppen

Sprache nimmt eine wesentliche Rolle im interaktiven Handeln des Menschen ein, dies bezieht sich nicht nur auf den Sprachgebrauch selbst, sondern auch auf Wertvorstellungen, die durch Sprache transportiert werden. In diesen sprachbezogenen Wertungen zeigt sich auch das Wechselspiel zwischen interner Solidarität und Abgrenzung nach außen. Im Zuge einer kollektiven Selbstidentifizierung und Herausbildung von Solidarität entstehen positive Wertkomplexe wie sprachliches Selbstbewusstsein, Sprachloyalität oder sprachbezogener Nationalstolz. Als negative Wertkomplexe zur Abgrenzung gegenüber Anderssprachigen sind hingegen sprachliche Vorurteile, Sprachchauvinismus oder Intoleranz zu werten. (Haarmann 1996: 225)

Auch in der linguistischen Anthropologie, unter anderem bei Gumperz (1975: 91), wird die Bedeutung der Sprache für die kulturelle Wahrnehmung und letztlich Identifikation thematisiert:

Die Sprache ist gleichzeitig ein Speicher oder Reservoir kultureller Wissensbestände, ein Symbol der sozialen Identität und ein Interaktionsmedium. Das heißt, daß [sic!] die Formen des Sprechens, unsere Fähigkeit zur Kategorisierung von Objekten und Ereignissen und die Zwänge, die die Form bestimmen, in der wir unsere Beziehungen zu anderen darstellen, als Mittel zum Auffinden gemeinsamen sozialen Wissens dienen können.

Somit stellt die Sprachstruktur viel mehr dar als nur ein theoretisches System, sie hat wesentlichen Einfluss darauf, wie wir die Welt und die Wirklichkeit wahrnehmen. (ebd.: 93)

Liebkind behauptet, dass Menschen generell eine „integrative attitude“ gegenüber ihrer Muttersprache an den Tag legen, was bedeutet, dass sie sich mit den Sprechern dieser Sprache identifizieren und diese Identifikation möglichst beibehalten möchten. So kommt sie zu dem Schluss, dass Sprache und Identität in einem reziproken Verhältnis zueinander stehen: „Language use influences the formation of group identity, and group identity influences patterns of language attitudes and usage.“ (1999: 144)

Manche Forscher sind, im Gegensatz zu den bereits dargestellten Auffassungen, der Meinung die Sprache stelle keine grundlegende Komponente der Identität dar. Oftmals ist es der Fall, dass eine Minderheitengruppe ihre Sprache einer anderen, dominanten unterordnet. Die eigene Sprache wird in ihrer Funktion erheblich eingeschränkt bzw. überhaupt nur noch für symbolische Handlungen (wie z.B. Begrüßungen) eingesetzt. Obwohl die Sprache also aufgrund ihres eingeschränkten Einsatzes kaum mehr als *das* Merkmal, das die Gruppe von anderen unterscheidet, angesehen werden kann, existiert die Gruppe dennoch weiter. Liebkind gibt diesbezüglich aber zu bedenken: „Language use or language proficiency, consequently, should not be confused with linguistic identity.“ (ebd.)

2.2.2.1. Bedeutung der Sprache für die Identität von Minderheitengruppen

Für die Sprecher der Mehrheitssprache ist die Beziehung zwischen Sprache und Identität weit nicht so problematisch wie für die Sprecher einer Minderheitensprache. Während für letztere Fragen bezüglich Sprache und Kultur häufig sehr präsent sind, spielen diese für Sprecher von dominanten Sprachen oft gar keine Rolle. Viele Mehrsprachige sind in kleineren, ‚bedrohten‘ Gruppen aufzufinden. Daraus folgt, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen Mehrsprachigkeit und einem gesteigerten Bewusstsein für Identitätsfragen. (Edwards 2009: 254 f.)

Auch laut Tabouret-Keller (1997: 318 f.) betont eine Gruppe ihre eigene Sprache und die Wichtigkeit, diese zu erhalten oder wieder aufleben zu lassen eher in Situationen, in denen sie ihre kulturelle oder politische Identität als gefährdet ansieht. Auch im Bezug auf Nationalismus spielt die Sprache also eine wichtige Rolle. Wie bereits erwähnt kann es vorkommen, dass die Sprache wenig benutzt wird oder überhaupt nur einem kleinen Teil der

Bevölkerung zur Verfügung steht. Wenn die Umstände es allerdings erfordern, wenn sich zum Beispiel die untergeordnete Gruppe tatsächlich und unmittelbar bedroht fühlt, kann dies dazu führen, dass sie die Sprache wieder aufleben lässt. Hier tritt der symbolische Aspekt der Sprache in Erscheinung. Zusätzlich fungiert die Sprache als stets präsente Erinnerung an die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. (Edwards 1977: 260)

2.3. Ethnische Identität und Sprache

„Perception, subjectivity and symbolism: these are powerfully important words in any discussion of ethnicity and nationalism.“
(Edwards 2009: 155)

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit genau diesen Schlagwörtern, die in Bezug auf Sprache und ethnische Identität von Bedeutung sind.

2.3.1. Ethnizität/ethnische Identität

Edwards hat einst Ethnizität definiert als „a sense of group identity deriving from real or perceived common bonds such as language, race or religion.“ (1977: 254) Mehr als dreißig Jahre später meint er selbst, dass seine eigene Beschreibung mehr Fragen aufwirft, als sie beantwortet. Es stellt sich zum Beispiel die Frage, was diese *common bonds* überhaupt sind und ob manche wichtiger oder grundlegender als andere sind. Außerdem bleibt offen, welche Rolle es spielt, ob sie reale oder eher wahrgenommene Bande sind. (2009: 156)

Um die Wahrnehmung (*a sense of*) gemeinsamer Merkmale dreht sich auch die Definition von Le Page und Tabouret-Keller: „a sense of place; a sense of family relationship; a sense of physical similarities; a sense of common cause; a sense of common religious faith or other traditional belief.“ (1982: 163)

2.3.1.1. Objektive und subjektive Kriterien der ethnischen Zugehörigkeit

Auf der Suche nach einer zufrieden stellenden Definition von ethnischer Identität kann man zunächst einerseits objektive und andererseits subjektive Indikatoren der ethnischen Zugehörigkeit untersuchen. So genannte objektive Kriterien von Ethnizität können sprachlicher, religiöser oder historischer Natur sein oder mit Abstammung in Verbindung stehen. Aus dieser Sicht ist Ethnizität gegeben, sozusagen ein unveränderliches, historisches Erbe. Unter anderem Liebkind betont aber: „Subjective criteria seem to be more important than objective ones.“ (1999: 140) Ethnizität bzw. ethnische Identität beruht also vor allem auf dem subjektiven Glauben an eine gemeinsame Abstammung.

Auch Ross betont die Wichtigkeit subjektiver Eindrücke und relativiert die Wichtigkeit tatsächlicher genetischer Verwandtschaft in diesem Zusammenhang:

It does not matter if this sense of peoplehood has any historic-genetic basis; what is important is that the members of an ethnic group differentiate themselves from others because they believe that they are unique. Ethnicity, in this sense, is a subjective reality rather than an objective characteristic. (1979: 8)

Auch vermeintlich objektiven Komponenten, wie etwa der Abstammung, kann schließlich eine gewisse Variabilität zugrunde liegen. Prinzipiell sind diese zwar biologisch vorgegeben und somit konstant, ihr Stellenwert in der Selbstwahrnehmung innerhalb der Gruppe oder der Fremdwahrnehmung von außen kann aber im Laufe der Zeit unterschiedlich bewertet werden. (Haarmann 1996: 229)

Um zu vermeiden, dass das Individuum nach objektiven Kriterien, wie etwa körperlichen Eigenschaften oder Ähnlichkeit im Vergleich zu anderen Mitgliedern, kategorisiert wird, definieren Giles und Johnson eine ethnische Gruppe schließlich nach kognitiven bzw. sozialpsychologischen Gesichtspunkten als „those individuals who identify themselves as belonging to the same ethnic category.“ (1984: 202)

Zusammenfassend kann man also sagen, Ethnizität oder ethnische Identität ist das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gruppe, ganz gleich ob diese dominant oder untergeordnet ist

und ungeachtet deren Größe. Muster der Sozialisierung und kulturelle Merkmale können sich im Laufe der Zeit ändern, was bestehen bleiben muss, um von ethnischer Identität sprechen zu können, ist ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. (Edwards 2009: 162)

2.3.2. What language has to do with it – die Rolle der Sprache im Prozess der ethnischen Identifikation

Mit der Problematik, die Rolle der Sprache in ethnischen Kontexten zu erfassen, befasst sich eine Vielzahl an Forschern aus den verschiedensten Bereichen der Wissenschaft. Da es sich bei diesem Thema gleich um zwei Konzepte handelt, die sich nicht lückenlos erklären lassen, wurde bis dato kein Konsens erreicht: „What some scholars consider to be examples of ethnicity, others would consider [...] as regionalism, religious sectarianism, class conflict and even sheer opportunism. When ethnicity is at best a fuzzy concept, it becomes rather difficult to convincingly establish its relationship to language. (Ross 1979: 3)

Es gibt also verschiedene Gesichtspunkte, unter denen die Mitgliedschaft in einer Gruppe betrachtet werden kann. Die meisten ethnischen Gruppen zeichnen sich auch durch eine eigene Sprache oder einen eigenen Dialekt aus und diese können so zu wichtigen Merkmalen der Mitgliedschaft in einer Gruppe werden. Während nicht-sprachliche Hinweise, wie zum Beispiel Hautfarbe, dem Anschein nach relativ klar und eindeutig sind, kann Sprache dazu verwendet werden, um von außen Folgerungen bezüglich der ethnischen Identifikation und dadurch über ethnische Stereotypen auch bezüglich der Persönlichkeit der Mitglieder zu ziehen. (Giles/Johnson 1984: 202)

Ross merkt an, dass Sprache von ihren Sprechern oft zum Aufbau eines ethnischen Selbstbewusstseins dient: „In this regard, language is probably the most powerful single symbol of ethnicity because it serves as a shorthand for all that makes a group special and unique. [...] Language, given its affective potential, is a symbol that is very effective in fostering a mass mobilisation on ethnic lines.“ (1979: 9 f.)

Bei den Ungarn trägt die Sprache einen wesentlichen Teil zur Abgrenzung und zur ‚Eigenständigkeit‘ bei. Die Tatsache, dass Ungarisch von lauter nicht-verwandten

europäischen Sprachen umgeben ist, ruft nicht nur bis heute die abstrusesten Ideen und Theorien in Bezug auf die Herkunft des ungarischen Volkes und seiner Sprache hervor, sondern unterstreicht auch die im Selbstverständnis der Ungarn verankerte ‚Einzigartigkeit‘.

Sprache verflocht sozusagen die persönliche (individuelle) Identität mit der kollektiven. Diese Verbindung entsteht aus verschiedenen Gründen: auf der einen Seite ist die Sprache für das Individuum das wichtigste Medium sich selbst und die Welt zu benennen, auf der anderen Seite ist die gesprochene Sprache außerdem eines der wichtigsten Merkmale ethnischer Kollektiva. Wenn auch viele der Ansicht sind, Sprache sei die allerwichtigste Komponente der ethnischen Identität, so muss man dennoch beachten, dass ihre Wichtigkeit je nach der speziellen Situation sehr stark variieren kann. (Liebkind 1999: 143 f.)

Die Bedeutung der Sprache für die ethnische Identität lässt sich also wie folgt zusammenfassen:

A certain speech style or language can often be a necessary attribute for membership of a particular ethnic group, a salient cue for inter-ethnic categorisation, an important dimension for ethnic identity, and an ideal medium for facilitating intragroup cohesion. On these grounds then, it is perhaps not surprising to find language issues often at the focal point of inter-ethnic conflicts. (Giles/Byrne 1982: 17)

2.3.2.1. Die Symbolfunktion der Sprache

Was den starken Symbolcharakter der Sprache ausmacht, erklärt Heller in folgender Weise:

[...] shared ways of speaking are basic to the formation of social relationships, and so to individual access to social networks and to participation in social activities. These shared ways of speaking become symbolic of shared background knowledge, of shared culture. Language becomes not only one way in which shared culture can be established and defined, but also ultimately a symbol of it. (1987: 783)

Unter anderem im Zusammenhang mit Sprachwechsel kann zwischen verschiedenen Rollen der Sprache unterschieden werden. Die kommunikative Rolle der Sprache bezieht sich auf den Sprachgebrauch im alltäglichen Leben. In Opposition dazu steht gewissermaßen die

symbolische Funktion. Obwohl die Sprache vielleicht nicht mehr als tägliches Mittel zur Kommunikation in Gebrauch ist, bekleidet sie doch andere wichtige Funktionen als Symbol für Tradition, Erbe und Ethnizität. In diesem Fall kann sie sehr wohl noch in bestimmten Domänen zum Einsatz kommen (zum Beispiel in der Kirche) oder aber komplett verschwunden sein. (vgl. Edwards 1977: 262 f.; siehe auch 2009: 4 f.)

Auch wenn die Sprache nicht mehr aktiv in Verwendung ist, kann sie für die Gruppe also ein wichtiges Element ihrer ethnischen Identität bleiben: „[...] the sentimental attachment to language, the celebration of special festivals, the observance of certain customs and the preparation of special foods are all part of ethnicity which may long survive the loss of language in its communicative sense.“ (Edwards 1977: 265)

Weltweit sind die meisten Nationen multikulturell, was bedeutet, dass zwei oder mehrere Gruppen nebeneinander leben, die sich in höherem oder geringerem Maße durch verschiedene Merkmale von einander unterscheiden. Sehr oft ist dabei die Sprache genau dieses differenzierende Merkmal und kann so sehr schnell zum wichtigsten Symbol der ethnischen Identität werden. Dies ist oft auch dann der Fall, wenn die Sprache nicht mehr aktiv verwendet wird, wie z.B. das Gälische der Iren aktiv praktisch nicht mehr existiert, aber noch immer einen hohen symbolischen Wert hat. (Liebkind 1999: 143 f.; Edwards 2009: 251) Viele sozial untergeordnete Sprachen oder Varietäten erwecken Stolz bei ihren Sprechern und haben außerdem die Fähigkeit, eigene Werte der Gruppe zu symbolisieren. (Milroy 1982: 209)

Auch Fishman kommt zu der Ansicht, dass Sprache weit mehr als ein bloßes Kommunikationsmittel ist. Sie kann auch als sehr mächtiges Symbol für Ethnizität dienen und daraus ergibt sich ihre wichtige Rolle. (1977: 25) Aber nicht nur der innere Zusammenhalt wird gestärkt, auch die Abgrenzung nach außen und vor allem das Ausschließen all jener, die nicht zur Gruppe gehören, ist eine Funktion eben dieser Symbolkraft. (Giles, Bourhis & Taylor 1977: 307) Tabouret-Keller vertritt schließlich eine sehr radikale Meinung bezüglich der symbolischen Macht der Sprache „Language itself can function as such a symbol for which some are ready to die or kill.“ (1997: 319)

Aus den vorangegangenen Überlegungen wird zum einen deutlich, dass es keineswegs einfach ist, die Beziehung zwischen Ethnizität und Sprache eindeutig zu definieren, schließlich stehen die beiden Konzepte in keinem direkten Verhältnis zueinander. Damit die Sprache zu einem entscheidenden Charakteristikum der Gruppenidentität wird, muss sie von den Mitgliedern als ihr ‚Kernwert‘ wahrgenommen werden. (vgl. Hamers/Blanc 2000: 315) Trotz aller Unsicherheiten, in welchem Zusammenhang Sprache und Ethnizität nun genau zu bringen sind, steht aber eines fest: „Language is important; it is a continuing bond and a potential rallying-point for ethnic identity if required. [...] It is rarely lost, however, even in cases in which it is no longer widely spoken.“ (Edwards 1977: 266)

3. Mehrsprachigkeit und deren mögliche Auswirkungen auf die Identität

Skutnabb-Kangas bringt die Probleme, die sich all jenen stellen, die sich mit dem Thema Mehrsprachigkeit befassen, folgendermaßen auf den Punkt: „[...] there are almost as many definitions of bilingualism as there are scholars investigating it. Every researcher uses the kind of definition which best suits her own field of enquiry and her research aims. In this sense all definitions are arbitrary.“ (1981: 81) Aus diesem Grund ist es mir wichtig, möglichst verschiedene Ansätze in Betracht zu ziehen, da meines Erachtens keine Definition alleine das Phänomen Mehrsprachigkeit und dessen Auswirkungen auf die Identität hinreichend erklären kann.

3.1. Definitionen von Mehrsprachigkeit

Zunächst einmal kann man differenzieren, ob die Mehrsprachigkeit individuell oder gruppenbezogen ist, da diese Unterscheidung auch Einfluss auf die Bewertung der Mehrsprachigkeit und die Identität hat. (Oppenrieder/Thurmair 2003: 44) Wie schon im Hinblick auf die Identität ergeben sich auch hier Schwierigkeiten beim Versuch, eine strikte Trennung vorzunehmen. Romaine (1995: 23) ist der Ansicht, eine klare Unterscheidung zwischen individueller und gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit sei nicht möglich. Dabei verweist sie unter anderem auch auf den Unterschied, den Hamers und Blanc zwischen *bilinguality* (individuelle Mehrsprachigkeit) und *bilingualism* (gesellschaftliche Mehrsprachigkeit) machen. Dass diese beiden Phänomene eng miteinander zusammenhängen, erkennt man auch an der Vielzahl an Möglichkeiten, wie Mehrsprachigkeit überhaupt zustande kommt.

Ein interessanter Faktor bei der Untersuchung von Mehrsprachigkeitssituationen ist der *Grad der Kompetenz* in beiden oder mehreren Sprachen. Ab welchem Kompetenzgrad von individueller Mehrsprachigkeit gesprochen werden kann, bleibt offen. Zumindest in einem Funktionskreis sollte der Umgang mit der Sprache allerdings möglich sein. (Oppenrieder/Thurmair 2003: 44 f.) Die meisten Definitionen von Mehrsprachigkeit nach der Kompetenz sind als problematisch zu werten oder bedürfen zumindest einer kritischen Betrachtung. Ganz egal, ob man nun von einer „native-like competence“ spricht, oder ob

man bereits Menschen als mehrsprachig ansieht, die in einer zweiten Sprache lediglich ein paar Sätze äußern können, objektive, messbare Kriterien gibt es ganz einfach nicht.

Es bleibt auch meist offen, wie es sich mit der Schriftlichkeit verhält, konkret ob man, um als zweisprachig zu gelten, auch in der zweiten Sprache lesen und schreiben können muss. Schließlich gibt es auch Gesellschaften, in denen Schriftlichkeit keine Selbstverständlichkeit ist, dennoch haben die Sprecher eine Muttersprache. Auch Kinder können bereits vor dem Schuleintritt zweisprachig sein, also zu einem Zeitpunkt, zu dem sie weder lesen noch schreiben erlernt haben. (Skutnabb-Kangas 1981: 83 f.) Auch Lüdi (1996: 235) stellt die *Beherrschung der Schriftlichkeit* als differenzierenden Faktor in Frage. Manchmal ist es eben der Fall, dass eine Sprache oder Varietät nur mündlich erworben wurde oder vor allem im Unterricht eine Varietät vorherrschend war. Dennoch können die Sprecher sich in beiden Sprachen artikulieren und sind somit als mehrsprachig anzusehen.

Ebenfalls im Zusammenhang mit Kompetenz kann zwischen *symmetrischer und asymmetrischer* Zwei- oder Mehrsprachigkeit unterschieden werden, wobei symmetrische Mehrsprachigkeit bedeutet, dass das Niveau in beiden Sprachen ungefähr gleich ist. Asymmetrische Mehrsprachigkeit kann ganz unterschiedlich aussehen, je nachdem, wann und in welchen Funktionen die Varietäten zum Einsatz kommen. Differenziert wird dabei nach Fertigkeiten (also Sprechkompetenz, Leseverstehen etc.) oder nach den Domänen, in denen die Varietäten verwendet werden, also ob sie in der Familie, im Beruf und dergleichen zur Anwendung kommen. (Lüdi 1996: 235)

Definitionen nach *Funktion* können darauf abzielen, jene rein nach Kompetenz zu ergänzen. Wichtig ist dabei, dass die Kompetenz nicht nur daran festgemacht werden sollte, ob grammatische Regeln richtig angewandt werden, sondern auch daran, ob die Sprache in ihrer sozialen Funktion ‚richtig‘ und ‚angemessen‘ verwendet wird. Hier stoßen wir bereits auf eine Dimension der Mehrsprachigkeit, die sich irgendwo zwischen einer individuellen und der gesellschaftlichen Ebene befindet. Skutnabb-Kangas spricht hier zwar von einer individuellen Sichtweise, deutet aber schon an, dass es sich um ein soziales Phänomen handelt:

It is impossible to describe linguistic competence or to study a language as such in a social vacuum, since language is itself a social phenomenon. It is coming more and more to be accepted that the study of the purely linguistic-grammatical instrument is inadequate, if that instrument is not studied in relation to its function. (Skutnabb-Kangas 1981: 87)

Im Hinblick auf den *Erwerbszeitpunkt* kann zwischen dem simultanen Erwerb zweier Sprachen (doppelter Erstspracherwerb) und dem sukzessiven Erwerb unterschieden werden. Beim sukzessiven Erwerb kann man wiederum unterscheiden, in welchem Lebensalter (früheste Kindheit bis zum Erwachsenenalter) die zweite oder die weitere(n) Sprache(n) erworben wurden.

Die *Erwerbsmodalitäten* teilt man zumeist ein in den ungesteuerten und den gesteuerten Erwerb, wobei ersterer die Aneignung der Sprache(n) in der Alltagskommunikation und letzterer meist den Zweitspracherwerb, zum Beispiel über die Schule, bezeichnet.

Je nach der Distanz der Varietäten im Repertoire einer mehrsprachigen Person wird zwischen bilingual („mindestens je eine Varietät von zwei unterschiedlichen Diasystemen“) und bidialektal („zwei Dialekte ein und desselben Diasystems“) unterschieden. Meist wird die Beherrschung verschiedener Lekte sozialer, historischer oder stilistischer Natur nicht als Mehrsprachigkeit gewertet, „auch wenn deren Wahl ähnliche pragmatische Funktionen wie die ‚Sprachenwahl‘ ausüben kann.“ (Lüdi 1996: 235)

Schließlich kann noch ein weiterer Zugang berücksichtigt werden, nämlich Definitionen nach *Einstellungen*. Diese beziehen sich darauf, wie ein Sprecher sich selbst sieht bzw. welche Sprache er als seine Muttersprache bezeichnet. Nach einer strengeren Sichtweise sollte auch beachtet werden, wie der Sprecher seine eigene Kompetenz bewertet und ob er sich den Definitionen nach Funktionen gemäß als zweisprachig sieht. Diese Sichtweisen werden auch in meiner eigenen Untersuchung eine Rolle spielen.

Wie bereits erwähnt kann also keine dieser Arten, Mehrsprachigkeit zu definieren, alleine verwendet werden, um ein angemessenes Bild einer Mehrsprachigkeitssituation zu zeichnen. Außerdem gibt Skutnabb-Kangas zu bedenken „ [...] (i) one’s mother tongue, (ii)

whether or not one is bilingual, and (iii) which languages one is bilingual in, all can change many times during one's lifetime [...]“ (1981: 92)

Zusammenfassend kann man sagen, dass sich heutzutage in der Regel eine ‚breite‘ Definition behauptet hat, nach welcher mehrsprachig ist,

wer sich irgendwann in seinem Leben im Alltag regelmäßig zweier oder mehrerer Sprachvarietäten bedient und auch von einer in die andere wechseln kann, wenn dies die Umstände erforderlich machen, aber unabhängig von der Symmetrie der Sprachkompetenz, von den Erwerbsmodalitäten und von der Distanz der beteiligten Sprachen. (Lüdi 1996: 234)

Im Zuge meiner Befragungen wurde deutlich, dass auch Mehrsprachige selbst am ehesten zu einer breiten Definition neigen. Etwas später in dieser Arbeit werden wir also sehen, dass sich die Überlegungen meiner Probandinnen, wer nun als mehrsprachig anzusehen sein könnte, sehr auffällig mit dieser Sichtweise decken.

3.2. Entstehungsbedingungen für Mehrsprachigkeit

Unter anderem bei Lüdi (1996: 234) werden verschiedene Arten von Entstehungsbedingungen thematisiert, infolge derer man zwischen territorialer und migrationsbedingter Mehrsprachigkeit unterscheiden kann:

geographische Mobilität von Einzelnen und von Gruppen, Leben in Sprachgrenzregionen oder in sprachlich heterogenen Gebieten, Heirat mit Anderssprachigen, Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft mit einer besonderen Sprache, soziale Mobilität, Zugang zu höherer Bildung [...]

Für Migration gibt es vielfältige Gründe, sehr oft allerdings steht dahinter das Streben nach einem besseren Leben. Ob sie nun aus religiösen, ökonomischen oder anderen Gründen das Mutterland verlassen, auf jeden Fall hoffen die Betroffenen auf ein Leben, dessen Vorteile den materiellen und psychologischen Aufwand der Migration rechtfertigen. (Edwards 1977: 262) In den meisten Fällen sieht sich ein Individuum oder auch eine Gruppe mit einer

einsprachigen Gesellschaft konfrontiert. Es dominiert also eine Sprache in allen Funktionen außerhalb des privaten Lebens, die eigene Sprache hingegen wird nur im Idealfall innerhalb der Migrantengruppe verwendet. Steht die Minderheitensprache einem ‚Aufstieg‘ im Weg, wird sie oftmals schlicht und ergreifend aufgegeben.

Im Allgemeinen werden diese Situationen der Mehrsprachigkeit als problematisch angesehen und eher negativ bewertet, was zu einer ignorierten bzw. unterdrückten Mehrsprachigkeit führt. Das bedeutet, dass es zwar mehrsprachige Individuen gibt, deren Mehrsprachigkeit aber zumindest von offizieller Seite nicht anerkannt wird. (Oppenrieder/Thurmair 2003: 45 ff.)

Nach Lüdi entsteht kollektive Mehrsprachigkeit „überall dort, wo sich Sprachgruppen aus Gründen der Migration, der militärischen Expansion und/oder im Rahmen von Handelsbeziehungen einseitig oder gegenseitig teilweise oder vollständig durchdringen.“ (1996: 237)

Weltweit gibt es unzählige Fälle mehrsprachiger Gesellschaften, innerhalb derer jedes Individuum mehrsprachig ist, wobei normalerweise eine Aufteilung der Funktionen zwischen den Sprachen vorliegt. Auch Gal betont: „The use of two or more languages within one community is the rule rather than the exception in the world today.“ (1979: 1) Heute, mehr als dreißig Jahre später, gewinnt diese Feststellung eher an Richtigkeit, als dass sie veraltet, denn in unserer globalisierten Welt ist gesellschaftliche Mehrsprachigkeit immer weiter verbreitet, was dazu führen kann, dass so genannte Nationalsprachen gewissermaßen ‚glorifiziert‘ werden, im Angesicht einer vermeintlich zunehmenden Bedrohung durch andere Sprachen.

Im Hinblick auf die europäischen Nationalstaaten erscheint es exotisch, jedoch ist es in vielen Staaten Süd- und Südostasiens oder Afrikas beispielsweise ganz alltäglich, dass jeder Bewohner mehrere Sprachen beherrscht und auch im Alltag anwendet. Meist werden diese Situationen einer ‚natürlichen‘ Mehrsprachigkeit als unproblematisch bewertet, da die Sprachen mit ihren jeweils zugeordneten Funktionsbereichen relativ leicht nebeneinander existieren können.

3.3. Bewertung und Auswirkungen der Mehrsprachigkeit auf die Identität

Wie sich auch während der Gespräche mit meinen Probandinnen herausgestellt hat, spielt das Prestige in der Bewertung von Sprachen eine erhebliche Rolle, sowohl jenes, das den Sprachen von außen zuteil wird, als auch jenes, das die Sprachbenutzer selbst der Sprache zuschreiben.

Sonderfälle bezüglich der Bewertung von Sprachen stellen daher mit Sicherheit jene Staaten dar, in denen die Sprache einer Kolonialmacht als Kommunikationsmittel in bestimmten Domänen, wie etwa in der Verwaltung oder im Bildungswesen, fungiert. Dort genießt meist diese Sprache ein höheres Prestige als die andere(n), sowohl von außen als auch in der Bewertung durch die Sprecher selbst. Für die Sprecher der Minderheitensprache entsteht oft ein innerer Konflikt. Entweder müssen sie einen Teil ihrer Identität aufgeben, indem sie sich so schnell wie möglich an die Umgebungssprache und damit assoziierten Werten anpassen, oder aber ihnen bleibt der soziale Aufstieg verwehrt.

Auch wenn eine Gesellschaft mehrsprachig ist, die Individuen aber nicht unbedingt, spricht man von Mehrsprachigkeit, wie es zum Beispiel in der Schweiz der Fall ist. Die Tatsache, dass alle beteiligten Sprachen für alle Funktionen gleichermaßen verwendbar sind, stellt die Voraussetzung für diese Art von Mehrsprachigkeit dar. Im Allgemeinen wird diese Art der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit auch im Hinblick auf eine stabile Identität nicht negativ bewertet.

Für die Einstellung gegenüber Mehrsprachigkeit im Hinblick auf Identität ist also wichtig, ob und ab wann Vielfalt und Variabilität als Bedrohung für die Identität gesehen werden. Ein wichtiger Punkt ist auf jeden Fall, ob es sich um freiwillige Mehrsprachigkeit handelt und wie das Prestige der Sprachen verteilt ist. Demnach stellt eine freiwillige und kontrollierte Mehrsprachigkeit eine wesentlich geringere Bedrohung für die Identität dar, da Sprachen mit höherem Prestige leichter mit einem positiven Selbstbild in Einklang zu bringen sind. (Oppenrieder/Thurmair 2003: 46 ff.)

3.3.1. Selbst gewählte/freiwillige Mehrsprachigkeit

Für eine freiwillige individuelle Mehrsprachigkeit gibt es verschiedene Ausgangssituationen, auf jeden Fall wird der Erwerb mehrerer Sprachen nicht als Bedrohung für die Identität gesehen, sondern vielmehr als Bereicherung. Eine enge Bindung zur eigenen Sprachgruppe wird dabei gelockert und das Individuum in seiner Unabhängigkeit gestärkt. Fremdsprachenlernende sind ein gutes Beispiel für die positive und mitunter identitätsstiftende Funktion von Mehrsprachigkeit, denn niemand, der freiwillig eine Fremdsprache lernt, wird wohl Angst vor einem negativen Einfluss auf seine Identität haben. (Oppenrieder/Thurmair 2003: 52)

Skutnabb-Kangas spricht in diesem Zusammenhang von *élite bilingualism* beim kindlichen Spracherwerb. Sie bezieht sich dabei auf Kinder aus oberen oder mittleren Gesellschaftsschichten, die beispielsweise im Ausland zur Schule gehen oder anderssprachige Kinderbetreuung genießen. Die Voraussetzungen für das Erlernen der Zweitsprache sind besonders günstig, da die Muttersprache von dieser kaum gefährdet ist. Die Methode setzt sich aus Schulbildung und natürlichem bzw. ungesteuertem Erwerb im Alltag zusammen. Ein meist hoher sozialer Status schützt vor Diskriminierung oder Geringschätzung, der Kinder aus Minderheiten oft ausgesetzt sind. Im Allgemeinen wird diese Art der Zweisprachigkeit positiv und als Bereicherung bewertet. (Skutnabb-Kangas 1981: 75 f.)

Ein weiterer Fall, wie das Erlernen bestimmter Sprachen positiv zur Identität beitragen kann, ist die Aneignung von Sprachen mit hohem Prestige oder ‚Marktwert‘. Der ‚Weltbürger‘ verschafft sich sozusagen eine zusätzliche, globale Identität, indem er sich eine prestigeträchtige Weltverkehrssprache aneignet. (Oppenrieder/Thurmair 2003: 53) Auch dieses Thema wurde von meinen Probandinnen mehrfach angesprochen, nämlich im Zuge der Überlegungen zur Nützlichkeit von Sprachenkenntnissen.

Auch Lüdi betont, dass eventuelle positive oder negative Begleiterscheinungen der individuellen Mehrsprachigkeit in engem Zusammenhang mit deren sozialer Bewertung stehen. Einflussreiche Faktoren sind dabei „der Marktwert der [...] Sprachen in der

Gesellschaft, das sozioökonomische Niveau eines Mehrsprachigen, das soziale Prestige einer mehrsprachigen Gruppe“. So kommt er zu einem für die Identität entscheidenden Schluss: „Wer auf seine Mehrsprachigkeit stolz sein kann, hat keine negativen kognitiven Konsequenzen zu befürchten.“ (1996: 236)

Man kann sich auch mit seiner eigenen Identität ‚spielen‘, etwa wenn man sich durch das Erlernen einer Fremdsprache für einen zeitlich begrenzten Abschnitt eine weitere Identität durch Sprache zulegt, zum Beispiel im Urlaub. (Oppenrieder/Thurmair 2003: 52 f.) Dieser Aspekt ist ein wichtiges Indiz dafür, dass die Mehrsprachigkeit nicht als Bedrohung wahrgenommen wird und wurde auch von meinen Probandinnen mehrfach thematisiert.

3.3.2. Erzwungene/nicht-freiwillige Mehrsprachigkeit

Ist die Mehrsprachigkeit nicht selbst gewählt, kann es zu zwei Extrempolen identitätsbezogener Einstellungen kommen: einerseits kann es zu der Einstellung kommen, Mehrsprachigkeit bedrohe die Identität, andererseits gibt es die Möglichkeit, diese gerade als identitätsstiftend wahrzunehmen.

In vielen Fällen nicht-freiwilliger Mehrsprachigkeit sind die Erfahrungen weitestgehend problematisch, der Zweitspracherwerb gilt als notwendig, um das Überleben zu sichern. Die Zweitsprache wird dabei als etwas Bedrohliches angesehen, das die eigene Sicherheit gefährdet und Gewissheiten aufbricht. Häufig wird von Betroffenen Zerrissenheit thematisiert, ein „Dazwischen“, ein ständiges Unterwegs-Sein. (Oppenrieder/Thurmair 2003: 49 f.)

Kinder aus Familien mit Minderheitensprache erfahren einen starken Druck von außen, sich die Mehrheitssprache anzueignen, weil ihre Sprache meist keinerlei offiziellen Rechte hat. Aber auch von der Familie wird Druck ausgeübt, weil die Eltern ihren Kindern mehr Privilegien und Möglichkeiten gewähren wollen, als sie selbst hatten. Dies – so meint Skutnabb-Kangas – scheint ein universelles Anliegen in Minderheitenfamilien zu sein. Gleichzeitig wollen sie aber auch oft, dass die Kinder die Minderheitensprache erlernen, bis

auf wenige Ausnahmen, etwa wenn sich die Eltern bewusst von ihrer Herkunft abgrenzen wollen.

Die Auswirkungen eines Versagens können schwerwiegend sein: bleibt das Kind einsprachig in der eigenen Sprache, so bleibt ihm unter anderem der Zugang zu Bildung verwehrt. Ist das Kind hingegen einsprachig oder dominant in der Mehrheitssprache, so verliert es den Kontakt zu seiner Herkunft, es wird sozusagen entwurzelt. Daraus können sich Gefühle der Entfremdung und Identitätsprobleme ergeben. Laut Skutnabb-Kangas sind die meisten Mehrsprachigen dieser Welt von erzwungener Mehrsprachigkeit betroffen. (1981: 79 f.)

Es gibt aber auch Fälle, in denen eine nicht-freiwillige Mehrsprachigkeit durchaus positiv bewertet wird. Dies ist dann der Fall, wenn Zweitsprache und –Kultur nicht als Bedrohung der ersten gewertet werden und nicht die Notwendigkeit besteht, eine Identität durch eine andere zu ersetzen. Im Gegenteil, Multikulturalität und Mehrsprachigkeit werden gerade als Identitätsmerkmale wahrgenommen. Dies ist öfters der Fall bei jüngeren Migrantengenerationen. (Oppenrieder/Thurmair 2003: 50) Wie sich im Zuge meiner Untersuchung zeigen wird, kann man tatsächlich einen Generationenunterschied beobachten. Dadurch, dass heutzutage Fremdsprachenkenntnisse immer wichtiger werden und Kenntnisse einer Minderheitensprache in gewissen Branchen des Arbeitsmarktes sogar eine Zusatzqualifikation darstellen, fällt es leichter, sich mit mehreren Sprachen positiv zu identifizieren.

Im Bezug auf Identität kann Mehrsprachigkeit also die verschiedensten Auswirkungen haben „von der grundlegenden Identitätsbedrohung bis hin zu einer lustvollen Ausgestaltung der eigenen Identität durch Mehrsprachigkeit, bewusste Sprachenwahl und Sprachwechsel.“ (ebd.: 56) Unterschiedliche Bewertungen sind hauptsächlich auf äußere Einflussfaktoren zurückzuführen. Deshalb können Identität und Mehrsprachigkeit und vor allem ihr Zusammenspiel niemals losgelöst von den Entstehungsfaktoren und vom Gebrauchskontext und den dabei wirkenden extralinguistischen Faktoren beschrieben werden.

3.3.3. Mögliche negative Folgen der Mehrsprachigkeit

Laut Lüdi sind viele der negativen Folgen der Zweisprachigkeit keineswegs sprachlichen, sondern vielmehr sozialen Ursprungs. So sind auch die Phänomene der additiven bzw. subtraktiven Mehrsprachigkeit eher sozialer denn sprachlicher Natur (1996: 236).

Von additiver Mehrsprachigkeit spricht man, wenn beide Sprachen autonom von einander erworben werden, ohne dabei in Konkurrenz zueinander zu stehen. Von subtraktiver Mehrsprachigkeit ist dann die Rede, wenn der Erwerb einer zweiten Sprache auf Kosten der ersten geht. Für eine additive Zwei- oder Mehrsprachigkeit muss neben einer positiven metakognitiven und metalinguistischen Entwicklung vor allem die soziale Wertschätzung durch die Familie und auch von außen gegeben sein. Ist dies nicht der Fall, kann es zu subtraktiver Mehrsprachigkeit kommen, beispielsweise wenn die eigene Gruppe die Minderheitensprache als weniger wert ansieht und deren Gebrauch deshalb ablehnt. (Hamers/Blanc 2000: 99 f.)

Eine weitere Erscheinung, die oft im Zusammenhang mit dem Erwerb zweier oder mehrerer Sprachen genannt wird, ist Anomie. Hamers und Blanc beschreiben das Phänomen wie folgt:

Anomie has often been associated with feelings of anxiety, a lack of cognitive and affective flexibility and a loss of identity. This state can be caused as much by sociological factors as by psychological ones. However, no proof has been given of a causal link between bilinguality and psychological distress and insecurity. (2000: 212)

Sie betonen weiter, dass Anomie und ein vermindertes Selbstwertgefühl keineswegs zwingende Folgen mehrsprachiger Erfahrungen an sich sind, sondern eher daraus resultieren, wie mit der Mehrsprachigkeit im Zuge der Sozialisierung umgegangen wird. Empfindet das Individuum nämlich seine Bikulturalität nicht als wertgeschätzt, so identifiziert es sich entweder über eine Kultur, sehr zum Nachteil der anderen, oder aber es passt sich an keine der Kulturen an, was dazu führt, dass es wahrscheinlicher wird, dass es zu Anomie kommt. Werden hingegen von außen beide Kulturen anerkannt und sogar gefördert, so kann das Individuum Elemente aus beiden Kulturen zu einer harmonischen bikulturellen Identität vereinen. Damit ist aber keineswegs gemeint, dass diese komplexen Prozesse nicht von Spannungen und Konflikten geprägt sind, sondern es bedeutet, dass das Individuum

irgendwie einen Weg findet, keine der beiden Kulturen ablehnen zu müssen. (Hamers/Blanc 2000: 213)

Auch Romaine weist darauf hin, welchen Einfluss die Wertschätzung der Mehrsprachigkeit auf die Ausbildung einer Anomie haben kann:

the feeling of not belonging entirely to either of the cultures whose language they speak, may be disturbing. The term ‚anomie‘ has been used to describe the sensation of rootlessness and disorientation felt by some immigrants as they lose ties with their country of origin, but do not feel completely at home in their new country of residence [...] (1995: 315)

Schließlich relativiert auch Edwards jene Meinungen, nach welchen rein die Tatsache, dass ein Mensch mehr als eine Sprache spricht, negative Auswirkungen auf das Gehirn oder gar die Persönlichkeit der Mehrsprachigen mit sich bringe: „[...] any such stresses are not linguistic in origin but, rather, result from broader pressures associated with cultures in contact, with cross-group antagonism and prejudice, with poverty and disadvantage. (Edwards 2009: 250)

3.3.4. Voraussetzungen für eine ausgeglichene Mehrsprachigkeit

Eine *native-like proficiency* in einer zweiten Sprache zu erlangen muss als gänzlich andere Herausforderung beurteilt werden als andere Lernaufgaben, weil dies unter anderem die Adaptierung einer fremden Kultur beinhaltet und dadurch zu einer Frage der Identität wird. Ist die Einstellung des Lernenden gegenüber der zweiten Sprache eine rein instrumentelle, dient diese lediglich als Mittel zur Kommunikation und greift nicht in die Identität ein. Eine integrative Einstellung hingegen beinhaltet die Identifizierung mit anderen Sprechern der Sprache und hat in dem Fall Einfluss auf die Identität, aber nicht zwingend einen negativen: „Even if bilingualism is lost, even if proficiency in one’s own language declines as a result of the shift to a dominant language, this does not necessarily mean loss of linguistic identity.“ (Liebkind 1999: 149)

Im Zusammenhang mit Sprache und Identität stellt sich eine zentrale Frage immer wieder: „Does bilingual experience shape identity or, on the other hand, does identity influence bilingual proficiency?“ (Hamers/Blanc 2000: 218) Man kann davon ausgehen, dass eine zweisprachige Erfahrung in der Kindheit die Identität beeinflusst, viel eher als umgekehrt. Bei einer in der Jugend oder im Erwachsenenalter erworbenen Zweisprachigkeit verhält sich dies ein wenig anders. Die Identität des Individuums ist schon gefestigt und es nimmt die andere Gruppe als solche wahr und lernt deren Sprache. So ist anzunehmen, dass Identität sowie ethnische Wahrnehmungen und Empfindungen die Kenntnis der zweiten Sprache beeinflussen.

Mit beiden Gruppen muss also gleichermaßen positive Identifikation stattfinden um eine balancierte Mehrsprachigkeit zu garantieren. Beide Sprachen müssen innerhalb der Gesellschaft akzeptiert und geschätzt werden. Anders gesagt: ausgeglichene Mehrsprachigkeit bildet sich nur dann aus, wenn die für die Entwicklung der beiden Sprachen relevanten Charakteristika der kulturellen Identität für das Individuum nicht widersprüchlich sind und die Zugehörigkeit zu beiden Gruppen von der Gesellschaft nicht negativ bewertet und das Individuum nicht entmutigt wird. (vgl. Hamers/Blanc 2000: 214 ff.)

4. Sprache in der Gesellschaft: Soziale Identität, ethnolinguistische Vitalität, Spracherhalt und Sprachverlust

4.1. Soziale Identität

Die Theorie zur sozialen Identität (*Social Identity Theory*) wurde vom Sozialpsychologen Henri Tajfel in den 1970^{er} Jahren entwickelt. Sie bezieht sich sehr allgemein auf Gruppenbeziehungen und ist keineswegs beschränkt auf ethnische Kontexte. Sie wurde aber von vielen Forschern (z.B. Giles/Byrne 1982, Giles, Bourhis und Taylor 1977, Giles/Johnson 1984, Hamers/Blanc 2000, Joseph 2004) diskutiert und letztlich auf Sprache, Ethnizität und Identität angewandt.

Die Theorie besagt, dass bestimmte Charakteristika einer Gruppe wie Status, Wohlstand oder Hautfarbe ihre Signifikanz erst in Relation zu anderen Gruppen und den Werten, die mit diesen Charakteristika verbunden werden, erhalten: „the definition of a group (nationalist, racial or any other) makes no sense unless there are other groups around.“ (Tajfel 1974: 71 f.)

Der Prozess der sozialen Kategorisierung dient dem Individuum dazu, seine Umgebung zu systematisieren und zu vereinfachen. Es ordnet also sein soziales Umfeld so an, dass es seines Erachtens sinn- und bedeutungsvoll ist. Auch Liebkind betont die Wichtigkeit der sozialen Kategorisierung bei der Herausbildung der Identität. Dabei beschreibt sie den Prozess ebenfalls als „ordering the social environment by grouping persons in a manner that makes sense to the individual.“ (1999: 141) Identifikation bedeutet für den Menschen immer eine binäre Kategorisierung in das, was er ist und das, was er nicht ist. Somit kann man sagen, dass ein Wechselspiel zwischen Abgrenzung auf der einen und Solidarität auf der anderen Seite letztlich den Identifikationsprozess ausmacht. (Haarmann 1996: 222)

Das Wissen um die eigene Zugehörigkeit und die Werte, die damit assoziiert werden, machen unsere soziale Identität aus. Durch Vergleiche mit anderen sozialen Gruppen erhält die eigene ihre Bedeutung. Die soziale Identität ist ein wichtiger Teil des Selbst-Konzeptes und der Mensch möchte ein positives Gefühl der sozialen Identität erreichen, indem er seine

eigene Gruppe von anderen unterscheidet (*positive distinctiveness*). Dies geschieht durch Hervorheben der für die eigene Gruppe wichtigen Werte, wie z.B. Einfluss oder ökonomische Ressourcen. (Tajfel 1974: 69)

4.1.1. Strategien zum Erreichen einer positiven sozialen Identität

Ruft der Vergleich mit anderen Gruppen bezüglich bestimmter Werte eine negative Identität für die Gruppenmitglieder hervor, so stehen dem Individuum nach Tajfel und Turner verschiedene Strategien zur Verfügung, um ein befriedigendes Selbstbild zu erlangen, nämlich *individual mobility*, *social creativity* und *social competition*. (1979: 43 ff.) Laut Giles und Johnson (1984: 222) lassen sich diese Strategien in inter-ethnischen Kontexten sehr gut auf Sprache ummünzen.

4.1.1.1. Individual mobility

Von *individual mobility* spricht man, wenn ein Individuum der eigenen Gruppe den Rücken kehrt, um sich der positiver bewerteten anzuschließen, meist einer dominanten Gruppe. Das Individuum versucht sich in weiterer Folge die Charakteristika der favorisierten Gruppe zu Eigen zu machen, um sich eine ‚angemessenere‘ soziale Identität zuzulegen. (Tajfel/Turner 1979: 43). Sprache kann hier natürlich zu einem effektiven Mittel der Angleichung an die Charakteristika der *outgroup* werden. Verfolgen mehrere Mitglieder diese Strategie, kann es zu sprachlicher Assimilation und in weiterer Folge zu Spracherosion oder gar zum Sprachtod kommen. (Giles/Johnson 1984: 219 f.)

4.1.1.2. Social creativity

Social creativity zielt auf eine Neudefinierung jener Elemente ab, die zwischen der eigenen und der dominanten Gruppe verglichen werden. Laut Giles/Byrne (1982: 20 f., nach Tajfel/Turner 1979: 43 f.) kann sich die Strategie der *social creativity* auf verschiedene Weisen vollziehen. Eine Möglichkeit ist, dass das Individuum die Merkmale der *ingroup* in eine positive Richtung zu verändern versucht und dadurch „negative ingroup comparisons“

reduziert. Auf Sprache bezogen bedeutet das, dass die so genannten Minderheiten- oder Substandard-Sprachen bzw. Dialekte oder Slangs nicht mehr als stigmatisiert angesehen werden, sondern innerhalb der Gruppe als Symbole des Stolzes gelten.

Eine andere Möglichkeit der *social creativity* ist, den Vergleich auf anderen Ebenen zu ziehen. Im Bezug auf die Sprache passiert dies beispielsweise durch die Wiederbelebung vom Aussterben bedrohter Sprachen oder durch Modernisierung von Bereichen des Lexikons, die in der Zielsprache fehlen oder als nicht angemessen angesehen werden, wie zum Beispiel die Einführung technischer Termini.

4.1.1.3. Social competition

Social competition ist eine Strategie, die darauf abzielt, Statusunterschiede zwischen den Gruppen umzukehren. Den Mitgliedern der dominierten Gruppe wird bewusst, dass es kognitive Alternativen zum Status der jeweiligen Gruppen gibt und dass beispielsweise die Hierarchie der Sprachen verändert werden kann. Dazu wollen Sie ihre sprachlichen Charakteristika aber nicht nur im privaten Bereich wiederbeleben oder neu kreieren, sondern auch offizielle Anerkennung auf formalen Ebenen erreichen. Somit werden sie ihre eigenen sprachlichen Charakteristika betonen, um sich aktiv von *outgroup*-Sprecherinnen zu unterscheiden. Dies führt natürlich im schlimmsten Fall zu sozialen Konflikten, vor allem aber werden so soziale Veränderungen möglich. (Giles/Byrne 1982: 21 f.)

4.1.2. Reaktionen der dominanten Gruppe

Man geht davon aus, dass die dominante Gruppe darin bestrebt ist, den niedrigen Status der Minderheit beizubehalten, um ihre eigene Vitalität zu steigern. Hat die dominante ethnische Gruppe das Gefühl, dass sich die Vitalität der untergeordneten Gruppe steigert, dann wird sie ihrerseits Strategien ergreifen, um die Vitalität der Minderheitengruppe zu untergraben. Zum Beispiel implementiert sie die eigene Sprache als Norm, während alle Abweichungen davon als ‚Substandard‘ oder ‚unangemessen‘ bezeichnet werden, beispielsweise für die Verwendung in Massenmedien oder im Bildungssystem. Dadurch werden Minderheitensprachen in ihrer Funktionalität eingeschränkt und die bestehenden Hierarchien bleiben erhalten. So wird für die Minderheitengruppe das Erreichen der

Standardsprache zu einem „ever shifting target to pursue“. (Giles/Johnson 1984: 221) (vgl. auch Giles/Johnson 1984: 231 f.; Giles, Bourhis und Taylor 1977: 321; Giles/Byrne 1982: 22)

4.2. Faktoren, die den besonderen Stellenwert der ethnischen Identifikation beeinflussen

Unter anderem Giles und Johnson haben versucht, die *Social Identity Theory* so weit auszubauen, dass soziale und persönliche Faktoren der ethnischen Zugehörigkeit ebenfalls hinzugezogen werden. Die *Social Identity Theory* bildet dabei den theoretischen Rahmen, mit dem wahrgenommene ethnolinguistische Vitalität (*perceived ethnolinguistic vitality*), wahrgenommene Gruppengrenzen (*perceived group boundaries*) und die Zugehörigkeit zu mehreren Gruppen (*multiple group membership notions*) in Beziehung stehen.

4.2.1. Ethnolinguistische Vitalität

Um den Grad der Identifizierung innerhalb einer Gruppe auf der einen und der Abgrenzung gegenüber anderen Gruppen auf der anderen Seite zu bestimmen, haben Howard Giles und Kollegen das Konzept der *ethnolinguistic vitality* formuliert. Prinzipiell untersucht diese Theorie jene Faktoren, die die Vitalität einer (Minderheiten-)Gruppe und deren Sprache(n) zu beeinflussen scheinen. Die wichtigsten strukturellen Variablen zur Bestimmung der ethnolinguistischen Vitalität sind Statusvariablen, demografische Faktoren und institutionelle Unterstützung. Die vorgeschlagenen Einflussfaktoren werden nun beschrieben.

4.2.1.1. Statusvariablen

Statusvariablen beziehen sich auf das Prestige, das einer Gruppe in interethnischen Kontexten zukommt. So kann man – grob generalisiert natürlich – sagen: je höher das Ansehen und der Status einer Gruppe, umso höher ihre Vitalität. (Giles, Bourhis & Taylor 1977: 310) Tajfel und Turner verstehen Status bezogen auf Gruppen folgendermaßen: „Status is not considered here as a scarce resource or commodity, such as power or wealth; it is the *outcome* of intergroup comparison. It reflects group’s relative position on some

evaluative dimensions of comparison.“ (1979: 43) Es geben also wiederum nicht objektiv messbare Kriterien den Ausschlag, sondern es entscheidet viel eher die Wahrnehmung von Statusunterschieden im Vergleich zwischen Gruppen.

Zu den Statusfaktoren zählt neben dem ökonomischen, sozialen und sozio-historischen Status auch der Status der Sprache. Der Sprachstatus beschreibt die Verwendung der Sprache der Minderheit, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Gruppengrenzen. Heutzutage sind Sprachen wie Englisch, Französisch oder Russisch in Wissenschaft und Technologie oder auch in der internationalen Administration sehr stark vertreten, wodurch ihr Ansehen sehr hoch ist und deshalb kaum Gefahr für den Erhalt dieser Sprachen gegeben ist. Minderheiten, deren Sprache auch gleichzeitig eine Weltsprache ist, wie das Spanische der Mexikaner in Amerika, genießen natürlich einen erheblichen Vorteil in Bezug auf ihre Vitalität.

Ein weiterer wichtiger Faktor, in welchem sich Sprachgruppen voneinander unterscheiden und der damit Einfluss auf die Vitalität haben kann, ist die Geschichte. Während in manchen Fällen die Geschichte zu einer positiven kollektiven Identität führt, kann auch das Gegenteil eintreten, nämlich dass die Mitglieder der Gruppe ihre sprachliche Identität verbergen wollen, was wiederum die Vitalität der Gruppe als eine Einheit gefährdet. Wichtig sind beispielsweise Symbole für Kampf, für Moral oder Tapferkeit im Hinblick auf die Solidarität innerhalb der Gruppe, die sich wiederum positiv auf die ethnolinguistische Vitalität auswirkt. (Giles, Bourhis & Taylor 1977: 310 f.)

4.2.1.2. Demografische Faktoren

Demografische Variablen sind solche, die die absolute Bevölkerungszahl (*group numbers factors*) zum einen und die Verbreitung der Gruppe (*group distribution*) in einem bestimmten Gebiet zum anderen beschreiben. Positive Bevölkerungsentwicklungen lassen – wiederum im Allgemeinen – auf eine hohe Vitalität der Gruppe als eigenständige und unverkennbare Einheit schließen.

Generell könnte man sagen je größer die Sprecherzahl, umso höher die Vitalität. Zusätzlich könnte man behaupten, dass es einer gewissen zahlenmäßigen Schwelle bedarf, unter welcher es schwer wird, eine Sprache zu erhalten. Auch die Konzentration der Minderheit in einem Gebiet trägt zur Vitalität bei. Sind die Angehörigen einer Gruppe weit verstreut, so wird die Solidarisierung erschwert, wie es oft bei Arbeitsmigration der Fall ist. Ist die Gruppe hingegen in einem gewissen Territorium relativ konzentriert, so hat sie die Möglichkeit einer höheren Vitalität, weil die Mitglieder in regelmäßiger verbaler Interaktion stehen.

4.2.1.3. Faktoren der institutionellen Unterstützung

Auf der formellen Ebene der Repräsentation hat es den Anschein, als hätten jene Gruppen bessere Chancen als Einheit zu bestehen, die nach Repräsentation im Staat und in geschäftlichen und kulturellen Bereichen streben. Wichtig im Bezug auf Sprache ist hierbei die Verwendung in den Medien und im Bereich der Verwaltung und Regierung. Besonders große Bedeutung kommt der Präsenz der Sprache im Bildungssystem zu.

Nimmt man diese drei großen Faktorenblöcke zusammen, kann man die Vitalität der Gruppe insgesamt bestimmen. Zum Beispiel können Status und Unterstützung vonseiten der Institutionen gering sein, dafür ist die Gruppe in demografischer Hinsicht stark. Insgesamt könnte man ihre Vitalität und damit ihre Überlebenschancen als Einheit somit als mittelmäßig einstufen. Ist die Minderheit allerdings in allen drei Belangen eher schwach, so ist ihre Vitalität und damit der Erhalt der Sprache stark gefährdet. Daraus ergibt sich dann ein Kontinuum zwischen sehr hoher Vitalität und guten Chancen auf Spracherhalt auf der einen und sehr schwacher Vitalität und daraus resultierend geringen Chancen auf der anderen Seite. (Giles, Bourhis & Taylor 1977: 312 ff.)

4.2.2. Gruppengrenzen

Auch die Wahrnehmung ethnischer (und anderer) Gruppengrenzen spielt eine wichtige Rolle für den Grad der ethnischen Identifikation. Oftmals fallen Gruppen- und Sprachgrenzen zusammen und wodurch die Sprache zu einem wichtigen Instrument der Beibehaltung ethnischer Grenzen werden kann. (Giles/Johnson 1984: 233)

Je schärfer die Grenzen wahrgenommen werden, umso stärker identifiziert sich der Einzelne mit der Gruppe und umso eher werden ethnolinguistische Unterschiede betont. In weiterer Folge kommt es so zu einer klaren Abgrenzung zwischen der eigenen und anderen Gruppen und dies wiederum stärkt das Gefühl einer sicheren Identität und klarer Normen.

Basiert die Zugehörigkeit auf zugeschriebenen oder ererbten Merkmalen, wie etwa Hautfarbe oder Geschlecht, hebt sich die Gruppe eindeutiger von anderen ab und die Grenzen werden als schärfer und undurchdringlicher wahrgenommen. Sind die Merkmale hingegen angeeignet, wie Bildung, Kleidung oder eben eine gewisse Art zu sprechen, dann ist die Gruppenzugehörigkeit weniger markant. Dadurch sind auch die Grenzen weniger scharf und es fällt leichter, in eine andere Gruppe zu wechseln: „In such a case, the more likely it is that emigration from the ethnic group will occur, and the lower the ethnolinguistic vitality of the group is likely to be.“ (Giles/Johnson 1984: 235)

4.2.3. Zugehörigkeit zu mehreren Gruppen

Jedes Individuum ist nicht nur Mitglied einer ethnischen Gruppe, sondern gehört für gewöhnlich mehreren verschiedenen sozialen Gruppierungen an. Jede dieser Mitgliedschaften trägt ihren Teil zum Selbstkonzept des Einzelnen bei. (Tajfel 1974: 87)

Mehrere Gruppenzugehörigkeiten beeinflussen darüber hinaus die Wichtigkeit der wahrgenommenen ethnischen Grenzen und dadurch auch den Grad der ethnischen Identifikation. Die ethnische Bindung wird umso stärker, je weniger verschiedenen sozialen Gruppen ein Individuum angehört. Je positiver das Individuum außerdem seine ethnische Zugehörigkeit im Vergleich zur Zugehörigkeit zu anderen Gruppen bewertet, umso eher wird es in den verschiedensten Situationen seine ethnischen Merkmale betonen. (Giles/Byrne 1982: 24 f.)

Obwohl dies wahrscheinlich nicht alle möglichen Voraussetzungen sind, beinhalten sie doch einige wichtige Faktoren, die über Hervorhebung oder Abschwächung ethnischer Marker in der Sprache entscheiden. Giles, Bourhis und Taylor wollen keinesfalls behaupten, dass dies eine vollständige Liste aller möglichen Faktoren darstellt, aber sie halten sie für „useful when applied to the context of language and intergroup relations.“ (Giles, Bourhis and Taylor 1977: 310)

4.3. Spracherhalt, Sprachwechsel und Sprachattrition

In einer stabilen zweisprachigen Gesellschaft wird jede der Sprachen in gewissen Funktionen, Rollen oder Domänen benutzt, ohne dass dies in die Verwendung der anderen Sprache eingreift. Der Erhalt dieser Funktionen und Rollen hängt von einem relativ stabilen Verhältnis der Gruppen in der Gesellschaft ab. Wenn sich die Verhältnisse allerdings ändern und eine untergeordnete Gruppe damit beginnt, sich an die andere anzupassen, ist der Spracherhalt gefährdet. Die dominante Sprache kommt dann in jenen Funktionen und Domänen zur Anwendung, für die ursprünglich die eigene Sprache gedient hat. Verwendet die Minderheit in weiterer Folge ihre eigene Sprache nicht mehr, ist der Prozess des Sprachwechsels vollzogen. (Hamers/Blanc 2000: 296)

Häufig werden im Bezug auf Sprachtausch oder Sprachwechsel zwei Termini einander gegenüber gestellt, nämlich *language shift* und *language attrition*. Während ersteres das Aufgeben der Verwendung der einen Sprache zugunsten einer anderen innerhalb von Generationen beschreibt, vollzieht sich letzteres im Sprachverhalten des Individuums, das die Sprache immer weniger aktiv verwendet. „At the linguistic level language attrition begins with strong interference from the dominant language on the subordinate one and convergence of the latter towards the former.“ (Hamers/Blanc 2000: 301) In beiden Fällen gehen Formen, Funktionen und Kenntnis der Sprache verloren. Ein kompletter Sprachtausch liegt dann vor, wenn eine Generation ihre (Mutter-)Sprache nicht mehr an die Kinder weitergibt und die Kinder somit auch keine Notwendigkeit empfinden, sich diese Sprache anzueignen. (vgl. ebd.: 22; 297) Davon berichten auch Extra und Gorter: „The greatest threat [...] is the lack of intergenerational transmission. When parents stop speaking the ancestral language with their children, it becomes almost impossible to reverse the ensuing language shift.“ (2008: 9)

4.3.1. Faktoren und Erscheinungsformen des Sprachwechsels

Romaine fasst die für Spracherhalt, Sprachattrition und Sprachwechsel relevanten Faktoren wie folgt zusammen:

numerical strength of the group in relation to other minorities and majorities, social class, religious and educational background, settlement patterns, ties with the homeland, degree of similarity between the minority and majority language, extent of exogamous marriage, attitudes of majority and minority, government policy towards language and education of minorities, and patterns of language use. (1995: 40)

Mit dieser Faktorenliste schließt sich nun der Kreis zwischen ethnolinguistischer Vitalität und letztlich Sprachverlust. Man kann also zusammenfassend sagen: je positiver zuvor genannte Faktoren sind (eine gewisse numerische Größe, Unterstützung durch Sprachenpolitik, wenige Mischehen etc.) umso geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass Sprachattrition und Sprachwechsel eintreten. Umgekehrt gilt hingegen: je weniger Möglichkeit es auf Bildung in der Minderheitensprache gibt, je mehr Mischehen geschlossen werden, je weniger Mitglieder die Minderheitengruppe zählt, umso unwahrscheinlicher wird es, dass die Sprache auf lange Sicht erhalten bleibt.

Natürlich gibt es große Unterschiede in der Geschwindigkeit und im Grad des Sprachtausches, je nach der jeweiligen Situation. Ganz allgemein kann man den Prozess anhand eines Kontinuums von Einsprachigkeit in der L1 zu jener in der L2 darstellen. Dazwischen finden sich verschiedene Ebenen der Mehrsprachigkeit. Jede Stufe zeichnet sich durch ein spezielles sprachliches Verhalten aus, es treten zum Beispiel Codemischung, Codewechsel, Entlehnung und ein Rückgang in der Verwendung und den Fähigkeiten der ursprünglichen Sprache ein. (Hamers/Blanc 2000: 297)

Um den Spracherhalt zu fördern darf wiederum – wie wir auch schon im Zusammenhang mit Erfolgen beim Erlernen einer Sprache gesehen haben – die wichtige Rolle der Wertschätzung des gesamten sprachlichen Repertoires nicht außer Acht gelassen werden. Wird eine Minderheitensprache genug geschätzt und spielt sie beispielsweise auch im Bildungssystem eine Rolle, so steigt die Motivation sie zu verwenden und Sprachverlust wird unwahrscheinlicher. (ebd.: 13)

4.3.2. Eine Fallstudie: Ungarisch und Deutsch in Oberwart

Eine der umfangreichsten Studien zum Thema Sprachwechsel (*Language shift*) wurde von Susan Gal durchgeführt, ebenfalls in Österreich und ebenfalls mit Beteiligung Ungarischsprachiger. Dennoch unterscheidet sich das Umfeld, in dem Gal sich wieder findet – nämlich die deutsch-ungarische Sprachgemeinschaft in Oberwart im Burgenland – erheblich von jenem, das Gegenstand meiner Untersuchung ist, unter anderem durch die Umstände, wie die Minderheitengruppe überhaupt zustande gekommen ist. Folgende Umstände können Ausgangspunkt für einen Sprachwechsel sein:

military conquest, changes of national boundaries, formation of nation-states and nationalist ideologies can all create ethnic-linguistic minorities, which, lacking political and economic power and a nationalist ideology of their own, often experience language shift. (1979: 3)

Hier wird thematisiert, wie unter anderem die regionale ungarische Minderheit im Burgenland entstand. Eine zweite Möglichkeit, wie Minderheiten entstehen, ist durch Migration. Dies ist unter anderem der Fall bei den Ungarn, die heute in Wien leben:

The migration of formerly isolated groups to cities or countries where a different language is spoken, and the emergence of a new standard language in former colonies have also been occasions for shift toward the majority, or national, language. (ebd.)

Gal untersucht in ihrem Werk jene Prozesse, die für den Wechsel vom Ungarischen zum Deutschen in Oberwart in den 1960^{er} Jahren verantwortlich waren. In Oberwart lag ein ungleiches Kräfteverhältnis zwischen beiden Sprachen vor, zum einen durch die demografische und gesellschaftliche Dominanz der deutschsprachigen Bevölkerung und zum anderen aufgrund der Unterschiede im Status der beiden Sprachen. Im Prinzip korrelierte der Wandel im Gebrauch der Sprachen mit einem sozialen Prozess, nämlich jenem vom Bauerntum hin zum Arbeitertum.

Deutsch repräsentierte als offizielle Sprache eher urbane Werte, während das Ungarische vorwiegend mit ländlichen Werten assoziiert wurde, wodurch der Sprache ein niedrigerer

Status zugeschrieben wurde. Die unterschiedliche Wertung der beiden Sprachen zeigte sich unter anderem darin, dass die Ungarn durchwegs zweisprachig in Ungarisch und Deutsch waren, während die Österreicher überwiegend einsprachig in Deutsch waren.

Mischehen, Arbeit in der Stadt und das Schulsystem fördern das Deutsche zusätzlich. Codewechsel passiert dabei in asymmetrischen Kommunikationssituationen als Funktion von sozialem Status, Alter und nicht zuletzt ethnischer Identität. (eine Zusammenfassung kann auch nachgelesen werden bei Hamers/Blanc 2000: 22 f. bzw. 299)

Zusammenfassend könnte man sagen, dass Sprachtausch aus den verschiedensten Gründen und abhängig von vielen Faktoren vonstatten geht.

4.3.3. Europaweite Fallstudien: ELDIA und das EuLaViBar

Während der vergangenen drei Jahre wurde das europaweite Forschungsprojekt ELDIA (European Language Diversity For All) durchgeführt. An diesem Projekt arbeiteten Forscher aus den verschiedensten Disziplinen, um Mehrsprachigkeit mit ihren verschiedensten Facetten und Implikationen für die Gesellschaft zu beleuchten. Jede der erforschten Minderheitensprachen gehört der finnisch-ugrischen Sprachfamilie an.

Ziel des Forschungsprojektes ist die Kreation des so genannten EuLAViBar, eines Sprachvitalitätsbarometers, anhand dessen sich feststellen lässt, wie gefährdet eine Sprache im Hinblick auf deren Weitergabe und Erhalt ist.

Anhand von vier Fokusgebieten (Fähigkeit, Möglichkeit, Wunsch und Sprachprodukte) und vier Dimensionen (Sprachgebrauch, Bildung, Gesetzgebung und Medien) kann in einem „Radardiagramm“ dargestellt werden, in welchem Ausmaß der Erhalt einer Sprache gefährdet ist und wo dringend Handlungsbedarf besteht. Schließlich richtet sich diese Forschung nicht nur an Betroffene und interessierte Leserinnen, sondern vor allem an jene, die die Zukunft der Sprachenvielfalt entscheidend beeinflussen können:

Das Barometer hilft politischen EntscheidungsträgerInnen und Stakeholdern, die Umstände festzustellen, die den Erhalt von Sprachen bedrohen, die den Spracherhalt fördern und die verbessert werden müssen, um den Erhalt der Sprachvielfalt zu unterstützen. Mit Hilfe des Barometers kann in jenen Bereichen, die geringe Vitalitätswerte aufweisen, eine zielgerichtete Förderung erfolgen. (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 92)

Im nun folgenden Kapitel wird kurz die Situation der ungarischen Sprache in Österreich thematisiert und damit ein Übergang zum empirischen Teil meiner Arbeit geschaffen. Erkenntnisse, die im Zuge des ELDIA-Projektes gewonnen wurden, spielen dabei immer wieder eine Rolle.

5. Die Ungarn in Wien – eine Forschungslücke

Österreich hat eine lange Geschichte im Umgang mit Minderheiten und deren verschiedenen Sprachen. Nicht immer war das Zusammenleben harmonisch oder gar einfach, bis heute gibt es keine konsequente Linie in der Politik im Bezug auf Minderheiten im ganzen Land. Folgendes ist beispielsweise bei Rindler Schjerve/Weber zu lesen: „Die Politik bzgl. der verschiedenen österreichischen Sprachgruppen war [...] durch eine Konzeptlosigkeit gekennzeichnet, die den Minderheiten und ihren Organisationen immer so viele Rechte gewährte, wie innen- und außenpolitisch gerade nötig war.“ (2003: 268) Minderheitenpolitik ist von Föderalismus geprägt, Gesetzgebung sieht von Bundesland zu Bundesland recht unterschiedlich aus. Unter anderem Baumgartner (2003: 119) kritisiert, dass schwammige Begriffe wie jener der „Beheimatung“ als Voraussetzung für die Anerkennung als Volksgruppe schließlich stets gemäß konkreter politischer Interessen ausgelegt wurden.

Im nun folgenden Kapitel soll kurz die Geschichte der Ungarn in Österreich dargestellt werden, im Konkreten wie es dazu kam, dass die Ungarn heute in Österreich mit mindestens zwei verschiedenen Situationen konfrontiert sind. Auch die Lage der Sprache im Bildungssystem und in den Medien soll kurz umrissen werden.

5.1. Die Geschichte der Ungarn in Österreich

Weltweit leben die Ungarn entweder als Einwanderer oder als regionale autochthone Minderheiten. Ungarische Einwanderer-Communities sind heute in Westeuropa, Süd- sowie Nordamerika, Israel und Australien zu finden. Außerdem sind sie eine der größten regionalen Minderheiten Europas, verteilt auf sieben Staaten, nämlich auf die Slowakei, die Ukraine, Rumänien, Serbien, Kroatien, Slowenien und Österreich. Teilweise reicht ihre Geschichte in diesen Regionen neun Jahrhunderte zurück. (Gal 2008: 207)

An der Wende zum 20. Jahrhundert war Ungarn als Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie ein multinationaler Staat, in dem fast die Hälfte der Bewohner keine gebürtigen Ungarn waren. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, durch den Vertrag von Trianon aus

dem Jahr 1920, verschoben sich die Grenzen Ungarns, sodass zwei Drittel des Territoriums zu den Nachbarstaaten gehörten und etwa ein Drittel der Ungarisch-Sprecher plötzlich außerhalb der Grenzen in den benachbarten Staaten lebte. Heutzutage leben ungefähr 2,5 Millionen Ungarisch-Sprecher in regionalen Minderheiten. (Gal 2008: 207; Fenyvesi 2005: 2)

Auch in Österreich gibt es beide Gruppen von Ungarischsprachigen, nämlich die autochthone Minderheit im Burgenland und die Einwanderergruppen im Burgenland und hauptsächlich außerhalb. Die autochthone Minderheit geht dabei bis ins 12. Jahrhundert zurück. Proportional stellt sie die zweitkleinste in Ungarns Nachbarstaaten dar, noch vor den Ungarn in Slowenien.

Die Angehörigen der Einwanderergruppe kamen im 20. Jahrhundert unter anderem im Zuge dreier Einwanderungswellen nach Österreich: während und nach dem Zweiten Weltkrieg, nach der Ungarischen Revolution 1956, wodurch die größte Welle an Flüchtlingen nach Österreich kam, und schließlich nach 1989. (Bodó 2005: 242 f.)

5.2. Zahlen und Daten: Ungarisch in Österreich

Weltweit wird Ungarisch von ungefähr 13 bis 14 Millionen Menschen gesprochen. (Fenyvesi 2005: 2) Im Zuge der Zensuserhebungen von 2001 gaben 40.583 Menschen in Österreich Ungarisch als ihre Umgangssprache an. Während 6.641 davon im Burgenland beheimatet sind, bedienen sich in Wien 15.435 Menschen mehr oder weniger regelmäßig der ungarischen Sprache. (vgl. Csiszár 2011: 1 f.; siehe auch Bodó 2005: 243)

Da im Zuge der letzten Volkszählung im Jahr 2011 keine Daten bezüglich Ethnizität, Mutter- oder Umgangssprache ermittelt wurden, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden, wie viele Ungarn aktuell in Österreich leben. Der Zentralverband ungarischer Vereine beziffert die Zahl der in Österreich lebenden Ungarn schätzungsweise zwischen 55.000 und 60.000. (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 6) Betrachtet man allerdings aktuelle Statistiken des Hauptverbandes der österreichischen Sozialversicherungsträger (www.hauptverband.at) zu in Österreich arbeitenden Personen, so wird deutlich, dass alleine 62.081 Menschen mit ungarischer Staatsbürgerschaft in Österreich einer Beschäftigung nachgehen. Zwar gibt es

wahrscheinlich vor allem in angrenzenden Regionen viele, die zwischen Wohnort und Arbeitsplatz pendeln und daher nicht in Österreich leben, dennoch ist davon auszugehen, dass die Zahl der Ungarn in Österreich insgesamt noch deutlich höher ist.

Laut Csiszár (2011: 2) ist die Zahl jener Menschen in Österreich, die einen ungarischsprachigen Hintergrund haben, in den letzten Jahrzehnten angestiegen. Besonders auffallend ist der Anstieg in Wien, Nieder- und Oberösterreich. Die Zunahme an Sprecherinnen bezieht sich allerdings auf die Zahl ungarischer Einwanderer, gleichzeitig geht nämlich die Zahl der Angehörigen der autochthonen Gruppe zurück.

5.3. Ungarisch im Burgenland und in Wien – Unterschiede im gesetzlichen Status und in der Repräsentation

Obwohl es durchaus Minderheitengesetzgebung gibt, muss diese als willkürlich und ineffizient erachtet werden, unter anderem deshalb, weil große Unterschiede zwischen den Bundesländern herrschen. Vor allem Angehörige der Minderheiten selbst nehmen die Gesetzgebung als undurchsichtig wahr. (Zwitter 2012: 114)

Unter Minderheitenpolitik werden all jene Maßnahmen verstanden, die die autochthonen und anerkannten Volksgruppen in Österreich betreffen. Die wichtigste Maßnahme ist das Volksgruppengesetz aus dem Jahr 1976, das sich mit den anerkannten Volksgruppen befasst. Leider weist aber auch dieses Gesetz einige Defizite auf. Zunächst einmal schließt es nicht-erkannte Minderheiten aus, ebenso Menschen, die zwar derselben Ethnizität angehören, wie bereits anerkannte Minderheiten, aber erst eingewandert sind. Außerdem scheint es nicht zum Ziel zu haben, (unfaire) Unterschiede im Status von Mehr- und Minderheitengruppen auszugleichen. (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 6)

Die Ungarn im Burgenland und in Wien hatten daher sehr lange unterschiedlichen juristischen Status in Österreich. Während die burgenländischen Ungarn seit 1976 eine offizielle autochthone Minderheit darstellen, wurden die Ungarn in Wien erst 1992 offiziell als Teil der ungarischen Minderheit anerkannt. (Csiszár 2011: 2)

Unterschiede zwischen der autochthonen und der Einwanderergruppe bestehen allerdings nicht nur in Bezug auf deren offiziellen Status und die territoriale Konzentration, sondern auch bezüglich ihrer soziolinguistischen Geschichte. Während die autochthone Minderheit hunderte Jahre lang abgeschottet von anderen ungarischsprachigen Gemeinschaften existierte, leben die Einwanderer in weitaus weniger homogenen Gemeinschaften. (Bodó 2005: 262)

In Bezug auf rechtliche Bestimmungen genießen die Ungarn im Burgenland und in Wien also recht unterschiedlichen Status. Viele Gesetze betreffen lediglich einzelne Gebiete bzw. Bundesländer.

5.3.1. Bildungssystem

Bis heute ist die ungarische Sprache in Österreichs Schulen nur marginal vertreten. Im Burgenland ist der Ungarischunterricht immerhin gesetzlich festgelegt durch das Minderheiten-Schulgesetz aus dem Jahr 1994, das den muttersprachlichen Unterricht für alle Schulstufen festlegt. Da die österreichische Minderheitenpolitik aber meist nur territorial zur Anwendung kommt, betreffen diese Regulierungen nur das Burgenland. Im Gegensatz dazu gibt es in Wien keine von gesetzlicher Seite festgelegten Rahmenbedingungen für den Unterricht im öffentlichen Schulwesen. (Csiszár 2011: 3 f.) Es wird oft kritisiert, dass es kein Minderheiten-Schulgesetz für Wien (und beispielsweise auch nicht für die Steiermark) gibt. (Zwitter 2012: 37)

An der Ungarischen Schule in Wien kann man außercurriculär oder an Wochenenden Ungarisch erlernen. Als unverbindliche Übung wird auch an manchen Pflichtschulen in Wien muttersprachlicher Unterricht angeboten. Das Zweisprachige Gymnasium Oberwart ist somit österreichweit die einzige Schule, an der Ungarisch Unterrichtssprache ist. (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 8)

5.3.2. Medien

Die marginale Position der in Österreich lebenden Minderheiten in den Massenmedien ist einer der am meisten angesprochenen Kritikpunkte im Bezug auf die österreichische

Minderheitenpolitik. Betrachtet man die Häufigkeit und Dauer der Fernseh- und Radioübertragungen in ungarischer Sprache, könnte man sagen, dass Mediengesetze keinen praktischen Wert für den Erhalt von Minderheitensprachen besitzen, sondern eher als „symbolic gesture showing good will“ zu werten sind. (Csiszár 2011: 4) Im ORF läuft sechsmal pro Jahr eine ungarischsprachige Sendung, Radio Burgenland sendet 85 Minuten pro Woche auf Ungarisch. Besonders erschreckend ist meiner Ansicht nach, dass sich das Angebot an ungarischen Sendungen in den letzten 20 Jahren nicht verändert hat. (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 7)

Eigentlich genießen die beiden ungarischen Minderheitengruppen also denselben gesetzlichen Status. Die Realität sieht allerdings anders aus, was daran liegt, dass die österreichische Minderheitenpolitik auf nationaler, provinzieller und lokaler Ebene nicht standardisiert ist. Ein weiterer Grund dafür ist, dass die Konzepte der Minderheitenpolitik, welche auf Gruppen zugeschnitten sind, die üblicherweise in einem ‚geschlossenen‘ Territorium zusammenleben, nicht auf die Situation in großen Städten ausgerichtet sind. Auswirkungen sind einerseits die ungelöste Situation bezüglich der zu verwendenden Sprache in öffentlichen Angelegenheiten genauso wie die de facto nicht vorhandene Chance auf muttersprachliche Erziehung. (Csiszár 2011: 5)

5.4. Ansehen und Spracherhalt

Im Burgenland setzte der Prozess des Sprachwandels in den späten 1950^{er} und frühen 1960^{er} Jahren ein. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges waren die meisten Ungarn in dem Gebiet bereits mehrsprachig und die Gebiete noch relativ geschlossene ‚Sprachinseln‘, wo man von Landwirtschaft lebte. Im Zuge der Industrialisierung standen ökonomischer Status und sozialer Aufstieg in engem Zusammenhang mit der Mehrheitssprache Deutsch.

Ab den 1970^{er} und 80^{er} Jahren änderte sich die Situation. Der politische Wandel, verbesserte ökonomische Beziehungen zwischen Ungarn und Österreich und nicht zuletzt Ungarns Eintritt in die Europäische Union trugen dazu bei, das Ansehen der ungarischen Sprache zu erhöhen. Der ökonomische Wert des Ungarischen bezieht sich allerdings auf die Standard-Varietät und nicht auf den lokalen Dialekt der Region. (Csiszár 2011: 8)

Während im Burgenland hauptsächlich gelegentlich im Arbeitsumfeld und in öffentlichen Einrichtungen innerhalb der Gemeinschaft gesprochen wird, geht ihr Gebrauch im familiären Umfeld vor allem in der Konversation zwischen älteren und jüngeren Generationen zurück. Die Situation bei den Ungarn in Wien stellt sich da etwas anders dar: gerade die Familie ist jene Domäne, in der dem Ungarischen eine zentrale Bedeutung zukommt. Daher kommt Csiszár zu dem Schluss: „Generally speaking, the minority language seems to disappear from official language use areas first, and is able to maintain its role within the family and the intimate sphere for the longest time.“ (2011: 10) (vgl. auch Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss: 2013: 13)

5.5. Identität durch Sprache im Burgenland und in Wien

Die Variante des Ungarischen, die im Burgenland gesprochen wird, weicht erheblich vom Standard-Ungarischen ab. Aufgrund der Distanz zur Standardsprache und anderen ungarischen Dialekten können auch viele archaische Formen gefunden werden. Auch der Einfluss der Nationalsprache Deutsch wirkt sich auf die burgenländische Varietät des Ungarischen aus. Standard-Ungarisch genießt zweifelsfrei ein höheres Ansehen als die lokale Varietät. Aufgrund des lange währenden Kontaktes zweier Sprachen sind etwa Code-Switching oder Entlehnungen aus dem Deutschen charakteristisch für den ungarischen Dialekt im Burgenland. Die Sprecher sehen diese Gastelemente als Teil ihres täglichen Sprachgebrauchs an. (Csiszár 2011: 7 f.)

In Wien hingegen wird Wert darauf gelegt, die ‚reine‘ ungarische Sprache zu verwenden. Der Großteil der Einwanderer aus dem Mutterland Ungarn spricht Standard-Ungarisch oder eine Varietät, die dem Standard subjektiv und auch objektiv sehr nahe kommt. Immigranten und Immigrantinnen aus den benachbarten Gebieten hingegen sprechen meist ihre lokale Varietät (z.B. jene aus Siebenbürgen, die ihren Dialekt als „tool of identification“ ansehen). (Csiszár 2011: 8; vgl. auch Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013:13)

Im Hinblick auf die Identität ergeben sich aufgrund der abweichenden Umstände ebenfalls Unterschiede: „Während für die ungarische MigrantInnengruppe in Wien die Muttersprache

als wichtiger Teil der Identität gesehen wird, ist für die autochthone Minderheit im Burgenland Sprache nicht der wichtigste Faktor“. (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013:14)

5.6. Die Forschungslücke

Die Erforschung der Ungarn in Österreich konzentriert sich hauptsächlich auf die autochthone Minderheit, Publikationen bezüglich der Ungarn in Wien sind wesentlich seltener. Aufgrund eines hohen Niveaus der Integration und eines „relative lack of self-promotion“ sind die Ungarn nur selten im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit und dadurch auch selten Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung. Diese wird meist von Forschern aus dem ‚Mutterland‘ betrieben und wendet sich an eine Leserschaft aus dem Karpatenbecken. Das erklärt, warum sie in den meisten Fällen in ungarischer Sprache publiziert wird. (vgl. Csiszár 2011: 10)

Fenyvesi (2005: 1) erwähnt ebenfalls, dass bislang die meisten Abhandlungen über die Ungarn, die außerhalb des ungarischen Staatsgebietes leben, in ungarischer Sprache erschienen sind. Das von ihr herausgegebene Werk stellt somit die erste Sammlung von Texten über alle ungarischen Minderheitengruppen auf Englisch dar.

Im Zuge des ELDIA-Forschungsprojektes erschienen in den letzten drei Jahren einige Publikationen über die Ungarn in Österreich auf Englisch und Deutsch. Eine ausführliche Beschreibung der gesetzlichen Lage der Minderheiten in Österreich und vor allem der Ungarn in den verschiedenen Regionen kann bei Deva Zwitter (2012) nachgelesen werden. Sie hat eine umfassende Untersuchung der gesetzlichen und institutionellen Rahmenbedingungen, denen Minderheiten in Österreich ausgesetzt sind, verfasst. Ebenfalls im Zuge des ELDIA-Projektes entstand eine kurze Abhandlung von Rita Csiszár (2011), die verschiedenste Aspekte im Zusammenhang mit den Ungarn in Österreich zum Thema hat. Schließlich erschien Ende 2013 die abschließende ELDIA-Fallstudie über Ungarisch in Österreich, verfasst von Hajnalka Berényi-Kiss, Johanna Laakso und Angelika Parfuss. Es bleibt also zu hoffen, dass Publikationen über die ungarischen Einwanderer und andere Minderheiten Österreichs, die momentan noch nicht im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen, nicht mehr lange eine solche Rarität bleiben und die Auseinandersetzung mit dem Thema vonseiten der Politik und Gesetzgebung zunimmt.

III. Empirische Untersuchung

6. Die Methode

Ich habe mich dazu entschlossen, zwar einen Fragebogen auszuarbeiten, diesen jedoch eher als thematische Übersicht einzusetzen denn als strengen Leitfaden für die Interviews. Die Gespräche liefen somit durchwegs in halbstrukturierter Art und Weise ab. Da es in meiner Untersuchung um Einstellungen und eigene Wahrnehmungen geht, erschien mir ein schriftlicher Fragebogen ohne oder nur mit geringer persönlicher Interaktion unzureichend. Auch wollte ich mir die Möglichkeit offen halten nachfragen zu können, wenn mir etwas nicht klar war oder besonders interessant erschien.

Bei manchen Probanden war es notwendig, hin und wieder Zwischenfragen zu stellen, um nicht nur einsilbige Antworten zu erhalten, andere wiederum haben sehr viel von sich aus erzählt. Generell habe ich versucht, möglichst wenig durch Zwischenfragen einzugreifen. Dadurch wollte ich vermeiden, die Antworten in eine bestimmte Richtung zu lenken.

6.1. Der Fragebogen

Der Fragebogen diene also im Grunde dazu, das Gespräch halbwegs zu strukturieren. Ich habe ihn grob in vier Blöcke gegliedert: zunächst wurden Fragen nach dem eigenen Sprachgebrauch gestellt, also welche Sprachen gesprochen werden, mit wem und in welchen Situationen. Auch wurde hier auf emotionale Komponenten eingegangen, etwa in welchen Sprachen die Probandinnen träumen oder fluchen.

Im zweiten Fragenblock wollte ich persönliche Einstellungen erfahren, beispielsweise ob das Ungarische eine schöne Sprache ist und wie sie von außen, also aus der Sicht der Österreicherinnen ohne Ungarischkenntnisse, bewertet werden könnte.

Die Repräsentation des Ungarischen in den Medien, bei Behörden, im kulturellen Leben Wiens ist Thema des dritten Blocks.

Schließlich ging es im abschließenden vierten Teil um Fragen der Identität, indem die schon zu Beginn ganz allgemein gestellten Fragen nach einer Definition von Mehrsprachigkeit oder

nach Merkmalen, die einen Ungarn ausmachen, noch einmal aufgegriffen wurden und nun auf einer persönlichen Ebene zur Sprache kamen.

6.2. Die Probandinnen

6.2.1. Auswahl und Lokalisierung

Bei der Auswahl der Probandinnen habe ich darauf geachtet, dass ihre Lebensgeschichten möglichst verschieden sind, um zu sehen, ob sich trotz Unterschieden in der persönlichen Geschichte, trotz unterschiedlicher Umstände und Voraussetzungen gemeinsame Größen feststellen lassen, die auf das sprachliche Verhalten und die sprachliche Identität Einfluss nehmen.

Vor den Befragungen hatte ich recht unterschiedlichen Zugang zu den Probanden. Drei davon (P 1, P 4 und P 5) kannte ich mehr oder weniger gut vom Institut für Finno-Ugristik, konnte also schon im Vorhinein eine gewisse Sensibilität für sprachwissenschaftliche Fragestellungen und Themen annehmen. Dennoch war ich auch überrascht, wie unerwartet manche Antworten ausfielen, sobald die Befragung auf eine persönliche Ebene gelenkt wurde.

Mit einer Probandin (P 3) habe ich eine Zeit lang im Sozialbereich zusammengearbeitet. Von ihr wusste ich lediglich, dass sie in irgendeiner Art und Weise ungarisch(sprachig)e Wurzeln hat. Schließlich wurde mir einer meiner Probanden (P 2) von einer Bekannten empfohlen, was bedeutet, ich wusste nur, dass er neben Deutsch auch Ungarisch sprach und seit mindestens acht Jahren in Wien lebte.

6.2.2. Kurzbeschreibung

Die Teilnehmer an meiner Untersuchung wurden zwischen 1981 und 1986 geboren. Drei meiner Probandinnen wurden in Österreich geboren, einer in Ungarn und eine in Rumänien.

Alle meine Probanden haben ihren Lebensmittelpunkt seit mindestens acht Jahren in Wien und sind nicht im Burgenland aufgewachsen.

In drei Fällen ist nur ein Elternteil ungarischsprachig aufgewachsen. In zwei Familien sind beide Elternteile mehrsprachig, wobei in einem Fall weder Deutsch noch Ungarisch Familiensprache ist, sondern Rumänisch.

Meine Informantinnen haben alle bereits ein Studium abgeschlossen. Interessanterweise arbeiten drei meiner Probanden im Sozialbereich und haben zumindest Ansatzweise im Berufsleben mit Migrantinnen zu tun. Die Parallelen in der Studien- und Berufswahl waren nicht von vornherein Auswahlkriterien, sondern haben sich ergeben, vermutlich auch durch meine eigenen sozialen Netzwerke.

Probandin 1 wurde 1983 in Wien geboren, lebt also seit ihrer Geburt in der Hauptstadt. Sie hat ein sprachwissenschaftliches Studium abgeschlossen und arbeitete zum Zeitpunkt der Befragung als Forschungsassistentin an der Universität Wien. Ihre Mutter ist Ungarin, ihr Vater Österreicher.

Proband 2 wurde im Jahr 1982 ebenfalls in Wien geboren. Auch er lebt also seit seiner Geburt in Wien. Nach einem Studium der Politikwissenschaft ist er nun im Sozialbereich tätig. Auch er hat Ungarisch von seiner Mutter gelernt.

Probandin 3 wurde 1986 in Graz geboren, hat dazwischen für einige Jahre mit ihrer Familie in Ungarn gelebt und wohnt nun schließlich seit acht Jahren in Wien. Sie studierte Literaturwissenschaften an der Universität Wien und arbeitete zum Zeitpunkt des Interviews als Sozialbetreuerin.

Probandin 4 wurde 1981 in Bukarest geboren. Sie wuchs teilweise in Siebenbürgen im Heimatort ihrer Mutter auf, wo sie auch die ungarische Sprache erlernt hat. Die Erstsprache ihres Vaters ist Rumänisch. Auch sie arbeitete zum Zeitpunkt der Befragung im Sozialbereich, wo sie auch direkt mit Migranten zu tun hatte.

Proband 5 wurde in Budapest geboren und zwar 1984. Seit seinem achten Lebensjahr wohnt er mit seiner Familie – beide Elternteile sind gebürtige Ungarn – in Wien. Nach einem Studium der Sprachwissenschaften ist er als freier Journalist tätig.

6.2.3. Entstehen der Mehrsprachigkeit

Einige Unterschiede zwischen meinen Probandinnen wurden deutlich, als es darum ging, wie und wo sie Ungarisch gelernt hatten, also um die Entstehungsbedingungen der Mehrsprachigkeit. Was sie allerdings gemeinsam haben, ist die Tatsache, dass in vier von fünf Familien nur die Mutter ungarischsprachig ist, nur in einem Fall haben beide Elternteile Ungarisch als Muttersprache.

Probandin 1 hat eine ungarische Mutter und einen österreichischen Vater. Sie wurde in Wien geboren und ist auch hier aufgewachsen. Innerhalb der Familie wird hauptsächlich Deutsch gesprochen, auch mit ihrer Schwester.

Auch bei Proband 2 ist die Mutter gebürtige Ungarin und der Vater Österreicher. Er ist in Wien geboren und aufgewachsen, Ungarisch hat er immer nur mit seiner Mutter und deren Familie in Ungarn gesprochen.

Probandin 3 wuchs die ersten zwölf Jahre in Österreich auf. Ihre Mutter ist gebürtige Ungarin, allerdings hat die Informantin keine bewusste Erinnerung daran, dass sie als Kind in Österreich schon Ungarisch gelernt hätte. Dennoch weiß sie, dass es so gewesen sein muss.

Probandin 4 lernte Ungarisch in Siebenbürgen, wo sie die ersten Jahre ihres Lebens verbrachte. Die Erstsprache ihrer Mutter ist Ungarisch, die ihres Vaters Rumänisch. Daher lernte sie auch gleichzeitig Rumänisch, was in weiterer Folge die Familiensprache war und bis heute ist, auch im Umgang mit ihren Geschwistern.

Proband 5 erlernte die ungarische Sprache in Budapest, wo er bis zu seinem achten Lebensjahr lebte. Obwohl beide Eltern aus Ungarn stammen, wird heute in der Familie hauptsächlich Deutsch gesprochen.

6.3. Die Interviewsituation

Die Interviews fanden zwischen Oktober 2012 und Januar 2013 statt.

Bis auf ein Interview wurden alle in verschiedenen Wiener Kaffeehäusern durchgeführt. Zum einen wollte ich vermeiden, dass durch spezielle Räumlichkeiten eventuell künstlich ‚Laborbedingungen‘ geschaffen werden, was die Probanden meiner Ansicht nach in ihrer Lockerheit einschränken bzw. eine Art Prüfungssituation schaffen hätte können. Andererseits wollte ich mich bewusst sozusagen auf neutralem Boden treffen und das gemütliche Ambiente eines Kaffeehauses schien mir geeignet eine lockere Gesprächsatmosphäre zu erreichen. Nur eine Probandin (P 4) habe ich zuhause besucht.

Zwei meiner Probandinnen haben vorher schon ein wenig mehr über den Verlauf meiner Arbeit gewusst, allerdings nichts darüber, was mein genauer Forschungsgegenstand ist. Eine Probandin kannte das Thema, zwei Probanden wussten vor der Durchführung des Interviews lediglich, für welches Institut ich die Arbeit schreibe.

Die Interviews wurden mittels Diktiergerät aufgezeichnet. Die Länge der Gespräche war sehr unterschiedlich und betrug zwischen ungefähr 20 und 50 Minuten.

Vor dem Einschalten des Diktiergeräts wurden die Probanden über das Thema der Arbeit aufgeklärt. Sie unterschrieben auch eine Einverständniserklärung, in der erläutert wurde, dass die Informationen nicht weitergegeben oder anderweitig verwendet werden und dass sie jederzeit das Recht haben, eine Frage – ohne die Angabe von Gründen – nicht zu beantworten oder das Interview sogar abubrechen. Interessanterweise nahmen alle fünf Bezug auf diesen Punkt in der Erklärung, allerdings konnte sich niemand vorstellen, dass der Fall eines Abbruchs tatsächlich eintreten könnte. Für mich deutete schon diese Reaktion darauf hin, dass sie alle eine recht positive Einstellung zu ihrer Mehrsprachigkeit haben und nicht befürchteten von negativen oder sogar traumatischen Gefühlen berichten zu müssen.

6.4. Unsere gemeinsame Sprache

Die Sprache, in der die Interviews geführt wurden, war durchwegs Deutsch. Zum einen natürlich, weil es mir als Nicht-Muttersprachlerin in Ungarisch wahrscheinlich relativ schwer

gefallen wäre, das Gespräch auf Ungarisch zu führen, zum anderen, weil meine Informantinnen Deutsch auf einem sehr hohen Niveau beherrschten, da sie ja lange genug in Österreich gelebt haben bzw. in Österreich geboren sind.

Meiner Meinung nach gestaltete dies auch das Interview natürlicher, da für die meisten die Umgebungssprache Deutsch ohnehin ‚normal‘ war und sie auch mich als Österreicherin mit Muttersprache Deutsch wahrnehmen.

Außerdem empfinden manche Migranten eine gewisse Unsicherheit in ihrer Muttersprache, wenn diese von der Umgebungssprache abweicht und im Allgemeinen seltener gebraucht wird als letztere. Dies war auch bei meinen Probandinnen der Fall, manche fragten vor dem Gespräch sogar fast ängstlich ob sie denn Ungarisch sprechen müssten. Auch während der Interviews wurde ebendiese Unsicherheit bzw. ein „Eingerostet-Sein“ der ungarischen Sprache thematisiert.

Die allgemeine Auffassung, Ungarisch sei eine sehr schwierige Sprache spielt wohl hier eine nicht unerhebliche Rolle. Schließlich sind meine Probandinnen – wie ich später noch ausführen werde (siehe Kap. 7.2.5.) – der Meinung, dass die Österreicher das Ungarische als „schwer“ und „unaussprechbar“ oder „unmöglich zu lernen“ wahrnehmen. Diese Einstellung von außen ruft wohl auch Unsicherheit bei meinen Probandinnen hervor, da sich bewusst sind, dass ihnen die Praxis im Ungarischen fehlt. Außerdem bevorzugen die Ungarn in Wien die ‚reine‘ ungarische Sprache, und auch im Burgenland genießt Standard-Ungarisch im Vergleich zur vom Deutschen beeinflussten lokalen Varietät ein höheres Ansehen. (vgl. Csiszár 2011: 7 f.)

Im folgenden Abschnitt werden nun die Ergebnisse meiner Befragungen beschrieben und schließlich Schlüsse bezüglich der Faktoren für eine positive sprachliche Identität gezogen.

7. Beschreibung der Studienergebnisse

7.1. Sprachgebrauch der Probandinnen

7.1.1. Definitionen von Mehrsprachigkeit

Als Einstieg in das Gespräch wollte ich von meinen Probanden wissen, wodurch sich ihrer Einschätzung nach Mehrsprachigkeit auszeichnet und wer als mehrsprachig gelten könnte. Ich wollte dadurch herausfinden, ob sie eine klare Vorstellung vom Konzept der Mehrsprachigkeit haben, ob sie dies anhand ihrer eigenen Erfahrung definieren oder ob sie gewissermaßen so antworten, als seien sie davon selbst gar nicht betroffen.

Insgesamt fielen die Definitionen von Mehrsprachigkeit recht allgemein aus: „[...] Personen, die einfach im wahrsten Sinne des Wortes mehr als eine Sprache sprechen, sei es von Geburt an oder weil sie es halt gelernt haben.“ (P 2) Lediglich ein Proband (P 5) stellte ganz klar fest, dass man mit zwei Sprachen aufgewachsen sein muss, um als mehrsprachig zu gelten. Alle anderen hatten keine eindeutige Definition parat: „die Verwendung muss generell möglich sein“, „irgendwie umgehen können mit der Sprache“, „dass man sich mitteilen kann [...] zumindest dass man es versteht“; „einerseits aufgewachsen [...] oder gelernt“. Interessant sind in diesem Zusammenhang die verwendeten Adverbien: generell, irgendwie, zumindest. Sie deuten auf keine strenge Sichtweise hin, sondern nähern sich einer Definition nur an. Zum Niveau wurden keine klaren Aussagen gemacht. Mehrsprachigkeit setzt kein bestimmtes Niveau voraus, aber ein gewisses, das eben Kommunikation ermöglicht, so die generelle Sichtweise.

Bis auf einen Probanden sehen die Befragten also auch Personen, die nicht mit zwei oder mehreren Sprachen aufgewachsen sind, sondern diese zu einem späteren Zeitpunkt erlernt haben, als mehrsprachig an: „[...] jemand, der sich für Sprachen interessiert und auch mehrere Sprachen lernt, könnte auch mehrsprachig sein.“ (P 1)

Meiner Ansicht nach gibt es mehrere Gründe dafür, dass diese Definitionen so vage ausfallen. Zum einen ist es – wie bereits in Kapitel 3 der vorliegenden Arbeit thematisiert wurde – sehr schwierig, eine allgemeingültige Definition von Mehrsprachigkeit festzulegen, da hier so viele verschiedene Variablen (Erwerbsalter, Umstände beim Erlernen, Niveau etc.) eine Rolle spielen. Zum anderen hatte es für mich den Anschein, dass Mehrsprachigkeit für meine Informanten etwas Selbstverständliches ist und viel mit eigener Wahrnehmung zu tun hat. Formelle Kriterien, also wann und wie die Sprachen erworben wurden, spielen dabei gar nicht unbedingt eine Rolle.

7.1.2. Die eigene(n) Muttersprache(n)

So kompakt die Antworten auf die allgemeine Frage „Wer ist für dich mehrsprachig?“ ausgefallen sind, umso umfangreicher wurden sie, wenn es nun um die eigene Muttersprache ging. Vor allem interessierten mich die Gründe, *warum* die eine und nicht die andere bzw. beide oder gar drei als Muttersprache(n) bezeichnet wurden. Auch habe ich zu diesem Thema nach emotionalen Komponenten, nach Träumen und Flüchen gefragt bzw. in welcher Sprache sie im Regelfall zum Ausdruck kommen. Diese können in gewissen Fällen als Indikatoren gesehen werden, weil man annimmt, dass sie in einem ersten Impuls in der Sprache erfolgen, die dem Sprecher am nächsten ist, wie auch einer meiner Probanden später erklären wird.

Drei meiner Probanden nannten sowohl Ungarisch als auch Deutsch als ihre Muttersprachen, wobei zwei (P 1 und P 2) explizit „beides“ gesagt haben. Der dritte Proband (P 5) bezeichnete meine Frage generell als „eine schwere Frage“ um hinzuzufügen, dass es mittlerweile wohl Deutsch sei. Allerdings bezeichnet er – meines Erachtens unbewusst – das Ungarische nur wenig später als seine Muttersprache. Er glaubt, dass „wenn ich drei Monate jetzt in Budapest verbringe und jeden Tag Ungarisch höre, dass ich dann quasi wieder umschalte auf die Muttersprache“.

Probandin 3, die in Österreich geboren wurde und erst im Alter von zwölf Jahren mit ihrer Familie nach Ungarn gezogen ist, bezeichnet „auf jeden Fall“ Deutsch als ihre

Muttersprache. Bei Probandin 4 spielt Deutsch in den Überlegungen zu ihrer Muttersprache keine Rolle. Nach eigenen Angaben hat sie „mehrere“, nämlich Rumänisch und Ungarisch.

Die Begründungen, warum beide, mehrere oder aber nur eine Sprache als Muttersprache bezeichnet wurden, fielen wiederum recht unterschiedlich aus.

Für Probandin 1 ist der Erwerbszeitpunkt ein wichtiges Kriterium: „weil ich beide gleichzeitig gelernt habe.“ Sehr interessant ist, dass sie in diesem Zusammenhang die Sprachen auch als „gleichwertig“ bezeichnet. Nur wenig später verwendet sie genau denselben Ausdruck noch einmal, nämlich auf meine Frage, welche Sprache sie nun besser spricht. Aufgrund vermehrter Praxis spricht sie Deutsch nach eigenen Angaben besser, fügt aber hinzu: „wenn ich eine kurze Zeit in Ungarn verbringen würde [...] dann könnte das irgendwie gleichwertig werden.“ Sie bezeichnet die beiden Sprachen also einmal als gleichwertig (bezüglich des Status als ihre Muttersprachen) und einmal – nämlich im Bezug auf ihre Kompetenz – nicht. Auf ihre Wahrnehmung als Muttersprache hat die aktuelle Kompetenz somit keinen Einfluss, eine größere Rolle spielt dabei der Erwerbszeitpunkt.

Auch Proband 2 spricht einen unterschiedlichen Kompetenzgrad an und ganz ähnlich wie Probandin 1 erwähnt auch er, dass ihm die Übung fehlt: „ich müsste halt dort wohnen und dann hätte ich quasi keinen Unterschied“. Dass er aber dennoch auch Ungarisch als seine Muttersprache ansieht, begründet er damit, dass er auf Ungarisch denken und – auch unbewusst – jederzeit zwischen den Sprachen wechseln kann. Also auch hier kommt der Kompetenz eher untergeordnete Bedeutung zu, die Möglichkeit der Verwendung und der unbewusste Wechsel zwischen den Sprachen geben für ihn den Ausschlag.

Probandin 3 nennt wie erwähnt Deutsch als alleinige Muttersprache. Sie begründet diese Tatsache damit, dass sie die ersten zwölf Jahre ihres Lebens in Österreich gelebt hat. Außerdem denkt sie nach eigenen Angaben meist auf Deutsch und es ist auch die Familiensprache. Sie ist zwar der Meinung in ihrer Kindheit auch Ungarisch gesprochen zu haben, hat allerdings keine bewusste Erinnerung daran. Für Probandin 3 ist also die Dauer der Dominanz des Deutschen ausschlaggebend. Wahrscheinlich haben auch von ihr später im Gespräch thematisierte negative Gefühle gegenüber ihrer Zeit in Ungarn etwas damit zu tun, dass sie Ungarisch nicht als Muttersprache ansieht.

Probandin 4 hat nach eigenen Angaben „mehrere“ Muttersprachen, allerdings ist keine davon Deutsch. Sehr auffällig ist, dass sie sich in weiterer Folge schwer tut, zu begründen, welche der beiden Sprachen Ungarisch und Rumänisch nun *die* Muttersprache ist und warum. Der ungarischen Sprache schreibt sie dabei die Attribute „ursprünglich“, „wortwörtlich“ und „offiziell“ zu. Sie stellt quasi die „Realität“ des Gebrauchs des Rumänischen innerhalb der Familie in Opposition dazu. Sie ist sich also selbst nicht im Klaren darüber, welches Kriterium sie als entscheidend ansehen soll. Ungarisch war sozusagen die Erstsprache, Rumänisch aber jene ihrer Familie. Später deutet sie an, dass Ungarisch die Sprache des Herzens sei, was meines Erachtens diese Unsicherheiten bei der Bestimmung der Muttersprache verstärkt.

7.1.2.1. Sprachkompetenz und Beherrschung der Modalitäten

Alle Probandinnen gaben an, die deutsche Sprache besser zu beherrschen, sowohl bezüglich des Sprechens als auch bezogen auf das Schreiben. Als Gründe dafür wurden in erster Linie die fehlende Praxis im Ungarischen und der vermehrte Umgang mit Deutsch und dessen Sprechern genannt. Später wird noch thematisiert, dass meine Probandinnen kaum bis gar keine Schulbildung in ungarischer Sprache genossen haben, wodurch sie das Schreiben auch nie richtig gelernt haben.

Probandin 4 nennt zwei Gründe, warum sie keine ihrer beiden Muttersprachen am besten spricht, sondern Deutsch. Zum einen spielt der frühe Erwerbszeitpunkt eine Rolle: „das hat sich eben durch die Migration so entwickelt, dadurch, dass ich sehr jung war als wir nach Österreich gekommen sind.“ Die Basis sei zwar sowohl in Ungarisch als auch in Rumänisch da gewesen, nach dem Umzug nach Österreich war aber Deutsch „die dominante Sprache“, mit der sie in der Schule und im Alltag konfrontiert war. Lediglich im familiären Umfeld wurde – je nach Verwandtschafts-Konstellation – Rumänisch oder Ungarisch gesprochen. Auch die Kenntnis fachspezifischer Begriffe nennt sie als Grund, warum Deutsch ihrer Meinung nach „von der Artikulation her“ jene Sprache ist, die sie am besten beherrscht.

Auf Nachfrage erwähnt sie außerdem, dass sie Rumänisch besser spricht als Ungarisch. Auch hier ist natürlich der vermehrte Gebrauch der Familiensprache Rumänisch ausschlaggebend. Auch Unterschiede im Status der beiden Sprachen in Siebenbürgen macht sie für ihre

ungleiche Kompetenz in beiden Sprachen verantwortlich: „Ungarisch war die Minderheitensprache in Rumänien und somit war sie nicht dominant.“

Trotz der erwähnten Dominanz des Rumänischen spielt für ihre eigene sprachliche Identität das Ungarische aber eine besondere Rolle: „Aber vom Gefühl her, vom Herzen her, ist Ungarisch mir näher, aber das ist aufgrund familiärer Geschichte [...] und nicht von der Sprache her gesehen. Es ist mehr emotional.“ In dieser Aussage kommt ein wichtiger Faktor für das Erreichen einer positiven Identität zum Ausdruck, nämlich die Bedeutung der emotionalen Bindung an die Herkunftssprache.

7.1.2.2. Emotionale Komponenten – Fluchen und Träumen

Auch eher unbewusste emotionale Impulse können sich in diesem Zusammenhang als aufschlussreich herausstellen und so wollte ich von meinen Probandinnen wissen, in welchen Sprachen sie träumen oder fluchen.

Besonders Probandin 3 und 4 hatten sehr interessante Antworten bezüglich des Träumens parat. Bei Probandin 3 ist nämlich eine thematische Verbundenheit zu erkennen. Da sie in einer Beziehung gelebt hat, in der die Kommunikation zum Großteil auf Englisch stattgefunden hat, kommt es ihren Angaben zufolge noch immer oft vor, dass sie gerade dann, wenn es eben um Zwischenmenschliches geht, Englisch denkt und dann auch träumt. Manchmal, so sagt sie, kommt es auch vor, dass sie Ungarisch träumt und zwar vor allem dann, wenn sie vermehrt mit ihrer Familie zu tun hat.

Probandin 4 thematisiert eine gewisse Ortsgebundenheit. Da sie ihren Lebensmittelpunkt jetzt in Wien hat, wo die Umgebungssprache Deutsch ist und weil auch ihr Partner Österreicher ist, träumt sie „aktuell“ vorwiegend auf Deutsch. Sie meint allerdings, sobald sie einige wenige Tage in Ungarn oder zumindest in einem Gebiet verbringt, wo die Umgebung größtenteils ungarischsprachig ist, träumt und flucht sie auch auf Ungarisch: „es passiert automatisch, also ich passe mich da den gegebenen Umständen an.“ Sie erzählt auch von der Zeit, die sie als Aupair in den USA verbracht hat. Dort hat sie ihre Sprachen sozusagen im

Träumen vermischt. Sehr interessant ist ihre eigene Einschätzung diesbezüglich: „ich glaube, das war eine Identitätsfrage. Als was sehe ich mich jetzt auf einem anderen Kontinent?“

Die weiteren Probanden konnten zu ihren Träumen keine Angaben machen. Bezüglich des Fluchens hat vor allem Proband 5 eine sehr interessante Einstellung: „Fluchen tu ich auf Ungarisch und man sagt ja, die Sprache, in der man flucht, ist die Muttersprache.“ Bei den anderen Probanden ist auch beim Fluchen die Umgebungssprache Deutsch dominant.

7.1.3. Verwendung des Ungarischen

Wie bereits erwähnt ist also in vier Familien nur die Mutter ungarischsprachig, in einem Fall sind es beide Eltern. Mich hat darüber hinaus interessiert, mit wem bzw. in welchen Situationen meine Probanden schließlich Ungarisch sprechen.

Innerhalb der Familie von Probandin 1 wird hauptsächlich Deutsch gesprochen. Im Zusammenhang mit der Schwester kommt ein interessanter Aspekt zur Sprache, den Oppenrieder/Thurmair (2003) (siehe Kapitel 3) beschrieben haben, nämlich das „Spielen“ mit der eigenen sprachlichen Identität. Sie findet es „witzig, wenn man sich entscheiden kann, will ich jetzt Ungar sein oder Österreicher im Ausland“ und fügt hinzu: „wenn wir in Ungarn Ungarisch sprechen ist es für uns trotzdem eine Rolle, es ist nicht natürlich, sondern wir spielen dann eine Rolle.“ An diesen Aussagen merkt man, dass die zusätzliche Identität nicht als Bedrohung, sondern durchaus als Bereicherung wahrgenommen wird.

Proband 2 berichtet davon, dass er und seine ungarischsprachige Mutter sich „bemühen“ zuhause miteinander Ungarisch sprechen. Auch mit den Verwandten mütterlicherseits spricht er stets Ungarisch. Mit seinen Halbgeschwistern, die in Österreich geboren und aufgewachsen sind, spricht er Deutsch.

Probandin 3 wuchs wie erwähnt in Österreich auf, wo sie kaum Ungarisch sprach. Als sie zwölf Jahre alt war, zog ihre Familie nach Ungarn und nach eigenen Angaben konnte sie nur sehr begrenzt Ungarisch, was dazu führte, dass das Ungarische für sie nicht nur positiv besetzt war. Ich hatte hier das Gefühl, dass die ungarischsprachige Identität ihre Wurzeln

bedrohte, sie war nicht gleich in der Lage, die zusätzliche Sprache in ihre Identität zu integrieren. Das könnte natürlich daran liegen, dass – wie sie später noch thematisiert – vonseiten ihrer Eltern Druck auf sie ausgeübt wurde, zumindest in der Öffentlichkeit in Ungarn nicht Deutsch zu sprechen.

Sie spricht mit ihrer Mutter zumeist Deutsch, außer ihre Großmutter aus Ungarn ist dabei. Dann spricht sie auch mit ihrer Mutter Ungarisch. Mit ihrer Schwester spricht sie Deutsch, obwohl diese mit einem Ungarn verheiratet ist und dadurch sowohl Deutsch als auch Ungarisch täglich anwendet. Sie berichtet von interessanten Misch-Situationen innerhalb der Familie, wo es regelmäßig vorkommt, dass Deutsch und Ungarisch vermischt werden, zum Beispiel wenn es um fachspezifisches Vokabular geht, das sie nicht auf Ungarisch parat hat. Hauptsächlich spricht sie aber Deutsch, „weil ich es einfach mittlerweile auch gewohnt bin“.

Probandin 4 spricht mit ihren Eltern Rumänisch, weil ihr Vater im Gegensatz zu ihrer Mutter nicht aus Siebenbürgen stammt und deshalb kein Ungarisch kann. Sobald allerdings jemand aus der Verwandtschaft ihrer Mutter dabei ist und ihr Vater nicht anwesend ist, wird nach eigenen Angaben „geswitched“ und Ungarisch gesprochen. Auch mit ihrer Mutter, mit der sie „aus Gewohnheit“ normalerweise ausschließlich Rumänisch spricht, spricht sie in Gegenwart von Ungarisch-Sprechern Ungarisch, weil „wenn wir es eh können, dann ist es ja kein Problem“. Mit ihren Geschwistern spricht sie auch ausschließlich Rumänisch, wobei sie aus ihrer Kindheit auch Erinnerungen von einer gewissen Ortsgebundenheit bei der Wahl der Sprache erzählt.

Obwohl im Fall von Proband 5 beide Eltern aus Ungarn stammen, wird heute in der Familie sehr viel Deutsch gesprochen. Auch mit seinem Bruder spricht er, vor allem „wenn es schnell gehen muss und die Information wirklich kompakt rüber gebracht werden muss“, zumeist Deutsch, oft auch, weil zu einem bestimmten Thema (z.B. Computer) das Fachvokabular auf Ungarisch fehlt. Mit seinen Eltern werden alltägliche Dinge auch häufig auf Ungarisch besprochen, komplexere Themen aber eher auf Deutsch.

Keiner meiner Probanden hat viele ungarischsprachige Freunde, wodurch die Kommunikation im Freundeskreis hauptsächlich auf Deutsch stattfindet. Zwei davon (P 1 und P 2) sprechen allerdings am Arbeitsplatz mit Kollegen Ungarisch. Allerdings wird auch

dort geswitched, wie Proband 2 berichtet, sobald nicht-ungarisch-sprechende Kollegen anwesend sind, „weil es halt unhöflich ist“. Sie möchten also niemanden ausgrenzen, weshalb sie jene Sprache sprechen, die alle in der gegebenen Situation verstehen. Auch im Zuge der ELDIA-Befragungen kam seitens der Ungarinnen zur Sprache, dass sie bestrebt sind, Deutsch zu lernen, weil sie nicht als „Fremde“ gesehen werden möchten. Auch sie erachten es als unhöflich, eine Sprache zu sprechen, die nicht alle verstehen. (vgl. Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 72 f.)

Eines wird hier sofort deutlich: Ungarisch ist für meine Probanden die Familiensprache schlechthin. Im Alltag wird zwar oft der Einfachheit halber Deutsch gesprochen, weil sowohl meine Probanden als auch deren Angehörige Deutsch als Umgangssprache gewohnt sind und deshalb oft das Vokabular auf Ungarisch nicht parat haben, dennoch wird Ungarisch als Familiensprache empfunden.

7.1.4. Bildungssprache(n)

Die Bedeutung der Verankerung von Minderheitensprachen im Bildungssystem sprechen viele Forscher an. Daher hat mich interessiert, ob meine Befragten auch formellen Sprachunterricht in Ungarisch hatten. Ferner wird mich in einer nächsten Frage interessieren, wie sie generell über das Sprachenlernen denken und wie sie die Bedeutung des Ungarischen im Vergleich zu anderen Sprachen einschätzen.

Nur eine meiner Probandinnen hatte formellen Ungarischunterricht im Gymnasium, interessanterweise jene, die Ungarisch nicht als ihre Muttersprache ansieht (P 3). Alle anderen haben sich in irgendeiner Form mit der Sprache befasst, allerdings nicht besonders formell oder regelmäßig.

Probandin 1 beispielsweise berichtet davon, dass sie in Wien im Gymnasium zwar schon formellen Unterricht in der Form außercurriculärer Sprachkurse hatte, sie bezeichnet diese allerdings als „lächerlich“, aufgrund des geringen zeitlichen Aufwandes. Proband 2 hat Ungarisch mit einer Bekannten seiner Mutter geübt, die ihm dann auch die Schrift beibringen sollte. Die Möglichkeit, Ungarisch auch richtig formell in der Schule zu lernen, gab es für ihn damals nicht.

Auch Probandin 4 hatte niemals formellen Ungarischunterricht. Nachdem ihre Familie 1989 nach Österreich gekommen war, lebte sie in Ober- und Niederösterreich und dort hat sich die Möglichkeit, außerhalb von zuhause Ungarisch zu lernen „nicht ergeben“. Damals hat sie Ungarisch auch nur in den Sommerferien gesprochen, wenn sie zu Besuch bei ihren Großeltern in Siebenbürgen war.

Proband 5 hat die erste Klasse der Volksschule in Ungarn besucht und dort Schreiben und Lesen gelernt. Danach ging seine Familie nach Österreich, wo er viel las und so seine Ungarischkenntnisse auch formell verbesserte und auffrischte. Ansonsten hat aber auch er Ungarisch nur in der Familie mitbekommen.

Meine Probanden sprechen hier ein allgemeines Problem in Österreich bezüglich Minderheitensprachen an. An und für sich ist es zwar gesetzlich verankert, dass Ungarisch in Österreich unterrichtet werden soll, dies gilt allerdings hauptsächlich für das Burgenland und nicht für die übrigen Bundesländer.

Was Niederösterreich betrifft, so muss man feststellen, dass es kaum möglich ist, Ungarisch in der Schule zu lernen. Bis vor einigen Jahren gab es allerdings das Projekt USiS (www.usis.at), das zum Ziel hatte, Ungarisch in niederösterreichischen Schulen zu unterrichten. Aber auch dieses Projekt wandte sich mit dem Wahlpflichtfach bzw. Freigegegenstand Ungarisch weniger an Muttersprachlerinnen als an interessierte Österreicherinnen. Schließlich ist es auch in Wien – nicht nur aus der Sicht meiner Probandinnen – kaum möglich, muttersprachlichen Unterricht in ungarischer Sprache zu erhalten.

Im Hinblick auf die Identität meiner Probanden zeigt sich aber eines ganz deutlich: der formelle Unterricht in der Minderheitensprache hat keinen besonders großen Einfluss auf die Wahrnehmung als wichtigen Bestandteil des sprachlichen Repertoires. Sie würden es sich zwar wünschen, aber sind es auch gewohnt, dass Deutsch eben die dominante Sprache ist. Der Bereich, in dem der ungarischen Sprache eindeutig die größte Bedeutung zukommt, ist das Familienleben. Die Verbindung zum ‚eigenen Ursprung‘ ist also der wichtigste Faktor im Hinblick auf den Spracherhalt.

7.1.5. Die Wichtigkeit, Sprachen zu lernen

Hierin sind sich meine Probanden absolut einig: Sprachenlernen ist wichtig: „es ist sicher für jeden eine Bereicherung und es schadet niemandem, Sprachen zu lernen“ (P 1), „ich finde, es ist halt ein großes Potential, das man hat“ (P 2)

Probandin 1 betont weiters, dass es ihr Spaß macht, Sprachen zu lernen und sie deshalb gar nicht so sehr z.B. mögliche berufliche Vorteile wahrnimmt, sondern für sie die persönliche Bereicherung im Vordergrund steht. Für Proband 2 spielt neben privaten Vorteilen (z.B. im Urlaub) auch eine berufliche Komponente eine Rolle, nämlich die Fähigkeit, sich gegebenenfalls auch mit Geschäftspartnerinnen unterhalten zu können. Er findet es schade, dass gerade in Wien, wo ohnehin so viele verschiedene Sprachen gesprochen werden, Mehrsprachigkeit seiner Ansicht nach nicht gefördert wird und das sprachliche Potential nicht erkannt wird.

Auch Probandin 3 hält es für wichtig, Sprachen zu lernen, meint aber, man solle abwägen, wofür konkret man diese Sprachen gebrauchen kann. Sie würde zum Beispiel zurzeit keinen Ungarisch-Kurs besuchen, weil sie nicht wüsste wozu. Sie spricht damit einen wichtigen Aspekt an, der unter anderem von Lüdi (siehe Kapitel 3) thematisiert wurde. Der „globale Bürger“, der „Weltbürger“ sieht es als Bereicherung, sich verschiedene Sprachen anzueignen. Deshalb würde sie eher ihre Englischkenntnisse wieder auffrischen oder aber Türkisch lernen, was in Wien und vor allem im Sozialbereich mehr gefragt wäre als Ungarisch. Also sieht sie ihre Ungarischkenntnisse wirklich lediglich im privaten Bereich als wichtig an und hält nicht nur sozusagen an der Sprache fest, weil sie sich Vorteile davon verspricht.

Für Probandin 4 ist es nicht richtig, dass unterschieden wird, zwischen den „westlichen“ Sprachen wie Englisch, Französisch oder Spanisch und eben solchen, die keine Weltsprachen sind. Natürlich sei es global gesehen wichtig, auch die Weltsprachen zu erlernen und zu unterrichten, aber sie selbst hätte gerne die Möglichkeit gehabt, in ihren Muttersprachen zumindest gelegentlich Unterricht zu haben.

Auch sie betont, dass es doch gerade in Wien möglich sein müsste, muttersprachlichen Unterricht zur Verfügung zu stellen, da es hier viele Menschen mit Migrationshintergrund

gibt, die auch Jüngere unterrichten könnten. Das wäre für viele Migranten wichtig, „damit man sich akzeptiert fühlt und respektiert“. Sie thematisiert damit die große Bedeutung der Wertschätzung von Mehrsprachigkeit, damit Migrantinnen eine positive Identität entwickeln können.

Auch Proband 5 findet Sprachenlernen wichtig und fügt hinzu, dass seiner Meinung nach in der Schule viel zu spät begonnen wird. Aus eigener Erfahrung weiß er, dass man sich als Kind viel leichter tut, eine Sprache zu lernen. Er ist auch davon überzeugt, dass ihm das Erlernen von Sprachen gerade deshalb so leicht fällt, weil er eben von klein auf gelernt hat, wie Sprachen aufgebaut sind.

Alle Befragten finden Sprachenlernen also wichtig und zwar nicht nur aus ‚ökonomischen‘ Gründen, sondern vor allem aufgrund der persönlichen Bereicherung, die die Kenntnis verschiedener Sprachen mit sich bringt.

7.1.6. Domänen des Sprachgebrauchs

Ich wollte von meinen Probanden wissen, ob es Situationen gibt, in denen sie ausschließlich Ungarisch oder Deutsch sprechen und auch, ob sie beruflich oder in ihrer Freizeit explizit mit Sprachen bzw. vor allem mit der ungarischen Sprache zu tun haben. Dadurch wollte ich herausfinden, ob das Ungarische in bestimmten Domänen (etwa in der Familie, in Institutionen oder eben im Beruf) vermehrt Anwendung findet und wie meine Probanden diese Tatsache beurteilen bzw. wie sich dies auf den Spracherhalt auswirkt.

Der Bereich, in dem alle meine Probanden hauptsächlich und teils sogar ausschließlich Ungarisch sprechen, ist – wie bereits erwähnt – die Familie bzw. Verwandte. Das hat sich im Zuge der Interviews bis zu diesem Zeitpunkt bereits abgezeichnet, wird hier aber nochmals deutlich bestätigt.

Probandin 3 fügt noch hinzu, dass es auch manchmal vorkommt, dass sie – sofern sie mit jemandem unterwegs ist, der Ungarisch kann – auch manchmal die Sprache anwendet, um nicht verstanden zu werden, um private Dinge besprechen zu können. Sie verwendet die

Sprache also auch, um sich bewusst von ihrem Umfeld abzugrenzen. Diese Tatsache wiederum deutet auf eine positive Identifikation mit ihrer Mehrsprachigkeit hin.

Probandin 4 erzählt, dass die Wahl der Sprache in ihrem Fall situationsbedingt verläuft. Es hängt ihren Angaben zufolge davon ab „wem man begegnet“ und so wechselt sie die Sprache, wenn sie auf jemanden trifft, der oder die Ungarisch oder Rumänisch spricht. Sie wiederholt auch noch einmal, dass es eine territoriale Gebundenheit gibt, sie also die Sprache danach wählt, wo immer sie sich gerade aufhält und dies auch innerhalb ihrer Familie so gehandhabt wird.

Proband 5 verwendet Ungarisch – neben dem familiären Gebrauch – vor allem um zu fluchen, was seiner Meinung nach „sehr gut“ ist, weil ihn seine Umgebung dann nicht immer versteht. Auch hier erfolgt also eine positive Abgrenzung von Einsprachigen, welche meiner Ansicht nach aus einer positiven Identifikation mit beiden Sprachen resultiert.

7.1.6.1. Behörden und offizielle Einrichtungen

Bei Behörden oder anderen offiziellen Einrichtungen in Wien hingegen erwägen meine Probandinnen gar nicht erst, Ungarisch zu sprechen: „da könnte ich es mit gar nicht vorstellen“ (P 1).

Dies hat meines Erachtens mehrere Gründe: zum einen ist es in Wien relativ unwahrscheinlich, in öffentlichen Einrichtungen auf Personen zu treffen, die Ungarisch sprechen. Auf der anderen Seite sprechen meine Probandinnen wie erwähnt alle sehr gut Deutsch, wodurch die Notwendigkeit einfach nicht gegeben ist. Auch thematisieren meine Probandinnen immer wieder eine gewisse „Gewohnheit“ im Gebrauch ihrer Sprachen und schließlich muss man sich in Österreich relativ schnell daran gewöhnen, dass die Minderheitensprache leider kaum eine Rolle spielt.

Mit Freunden oder Familienmitgliedern wird auch in der Öffentlichkeit Ungarisch gesprochen. Probandin 4 berichtet allerdings, dass es „ein Prozess“ war, bis sie bereit war, in Österreich in der Öffentlichkeit eine ihrer beiden Muttersprachen zu sprechen. Früher hat sie das ungern gemacht, „aus Schamgefühl“, wie sie selbst sagt. Diese negativen Gefühle

wurden geprägt „durch die Schule und die Umwelt und wo ich aufgewachsen bin und wie die Sprachen ausgelegt worden sind, als Defizit eben.“ Sie hat also quasi einen Identitätsfindungsprozess durchlaufen und musste diese negativen Einstellungen ihrer Mehrsprachigkeit und Mehrkulturalität gegenüber erst in ein positives Gefühl umwandeln: „das hat sich mittlerweile geändert und es ist mir egal. Es ist eine Ressource.“

In dieser Aussage spiegelt sich meines Erachtens ein wichtiger Aspekt wider, der bereits mehrmals angesprochen wurde, nämlich die Bedeutung der Wertschätzung. Meiner Empfindung nach erkennt heutzutage ein immer größerer Teil der Gesellschaft durchaus die Vorteile von Mehrsprachigkeit. Auch macht es natürlich einen Unterschied, ob man in einer eher ländlichen Region lebt, wo nicht so viele Menschen mehrsprachig sind, oder in einer Großstadt wie Wien, wo doch ein großer Anteil an Mehrsprachigen zu finden ist und daher die Beherrschung mehrerer Sprachen schon eher als Potential und Ressource gewertet wird.

7.1.6.2. Berufsleben

Interessanterweise geben alle meine fünf Probanden an, im Beruf irgendwie mit Sprachen zu tun zu haben, allerdings auf recht unterschiedliche Art und Weise. Probandin 1 hatte beispielsweise direkt damit zu tun, da sie an der Universität Wien an einem sprachwissenschaftlichen Projekt mitarbeitete.

Auch Proband 2 gibt an, in seinem Beruf mit Sprachen zu tun zu haben, obwohl er im organisatorischen Bereich eines integrativen Projektes nicht direkt Klientenkontakt hat. Dennoch gibt es Kontakt mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund und so gesehen beurteilt er dies dahingehend, dass in seinem Beruf Sprachen eine Rolle spielen.

Auch Probandin 2 hat bereits im Asylbereich gearbeitet und berichtet von Situationen, die „Wahnsinn“ waren, weil man sich teilweise, auch wenn Personen am Tisch saßen, die eigentlich insgesamt bis zu sechs verschiedene Sprachen beherrschten, dennoch irgendwie verständigen konnte. Während ihrer Schilderung dieser speziellen Situation war für mich der Eindruck vorherrschend, dass sie diese sehr positiv erlebt hat. Es hat ihr sogar Spaß gemacht, ihr sprachliches Repertoire von Deutsch über Englisch bis hin zu Ungarisch zur Anwendung zu bringen, um zur allgemeinen Verständigung beizutragen.

Probandin 3 erzählt, dass in ihrem Beruf – ebenfalls im Integrationsbereich – aktuell andere Sprachen eher gefragt sind als Ungarisch oder Rumänisch. Wenn sie aber auf eine Person (z.B. eine Kollegin oder einen Kollegen) trifft, die eine ihrer Muttersprachen beherrscht, versucht sie nach eigenen Angaben meist, mit der jeweiligen Person Ungarisch oder Rumänisch zu sprechen.

Auch Proband 5 gibt an, dass er beruflich „auf alle Fälle“ mit Sprachen zu tun hat. Er äußert dies allerdings eher sehr allgemein, indem er sagt, für einen „Homo Sapiens im 21. Jahrhundert“ sei es immer wichtig, informiert zu bleiben und dabei hat es natürlich Vorteile, je mehr Sprachen man beherrscht, da man damit auf mehrere Informationsquellen zugreifen kann.

Für mich wird hier besonders deutlich, welchen Stellenwert Mehrsprachigkeit in der Wahrnehmung meiner Probanden einnimmt. Obwohl sie im Berufsleben nur indirekt Umgang mit verschiedenen Sprachen pflegen (meiner Ansicht nach nicht mehr als jemand, der nicht mehrsprachig aufgewachsen ist), sehen sie ihre Mehrsprachigkeit dennoch in allen Bereichen ihres Lebens als ständig präsent an.

7.1.6.3. Freizeit und Hobbies

In Bezug auf sprachbezogene Hobbies hat vor allem Probandin 4 sehr Interessantes zu berichten. Sie bezeichnet das Lesen auf Ungarisch zwar als „anstrengend“, spricht aber gleichzeitig von einer „Sehnsucht“ die ungarische Sprache zu lesen: „weil ich einfach vielleicht nur das Gefühl brauche meiner Familie, meinem engsten Familienkreis nahe zu sein“. Im Rumänischen dagegen ist die Herangehensweise aus meiner Sicht eher sachlich, in dem Sinne, dass es eben eine zusätzliche Sprache ist, die sie kann und die sie als „Ressource“ ansieht. Sie spricht ein weiteres Mal von der Sehnsucht, sich in einer ungarischsprachigen Umgebung aufzuhalten „einfach nur, um die Sprache zu hören, es geht gar nicht um etwas anderes, sondern es beruhigt mich, es zu hören.“

Diese Aussagen finde ich bemerkenswert, da sie den emotionalen Stellenwert der ungarischen Sprache hervorheben. Deutsch als dominante Sprache ist gegeben, das Rumänische, das eigentlich die Familiensprache ist und auch regelmäßig gesprochen wird,

sieht sie eher pragmatisch als eine fachliche Fähigkeit, die etwa – so mein Eindruck – im beruflichen Leben Vorteile bringen kann. Das Ungarische hat aber einen ganz besonderen Stellenwert, nämlich als Verbindung zu Verwandtschaft und auch zur Herkunft. Somit kommt der ungarischen Sprache eine stark identitätsbildende und vor allem identitätserhaltende Funktion zu.

7.2. Einstellungen

7.2.1. Der richtige Ungar und die richtige Ungarin

Besonders interessiert hat mich, ob es in irgendeiner Form eine Vorstellung gibt, was einen echten Ungarn bzw. eine echte Ungarin ausmacht. Zum einen wollte ich wissen, ob meine Probanden sozusagen eine stereotype Vorstellung ‚von außen‘ haben, und vor allem, an welchen Kriterien sie dies festmachen würden, an ‚ererbten‘ wie Aussehen oder doch an erworbenen Merkmalen wie etwa an der Sprache.

Die Reaktionen auf diese Frage waren sehr ähnlich. Zunächst wurde ich mit einem überraschten bis entrüsteten Blick bedacht. Nach einer kurzen Pause gab mir jeder einzelne meiner Probanden zu verstehen, dass es sich dabei um eine sehr schwierige Frage handelt.

Ein Proband (P 5) wollte sich auf eine Definition partout nicht einlassen. Für ihn sind solche Überlegungen Teil der Nationalismusdebatte, die derzeit in Ungarn sehr stark vorangetrieben wird und der er persönlich rein gar nichts abgewinnen kann. Den prototypischen Ungarn, „der mit langem Bart die Rinder treibt und dabei Csardás tanzt“, gibt es seiner Ansicht nach nicht. Mit dieser Beschreibung gibt er wohl die Vorstellung eines typischen Ungarn wider, wie er seiner Meinung nach von außen gesehen werden könnte.

Vier meiner fünf Probanden versuchten sich nach anfänglichem Zögern dann aber doch an einer möglichen Definition. Ein immer wiederkehrender Aspekt waren dabei die „Wurzeln“: man ist mit der ungarischen Sprache aufgewachsen oder aber die Eltern oder zumindest ein Elternteil bzw. Verwandte stammen aus Ungarn.

Dabei spielt in allen Antworten die Sprache eine erhebliche Rolle. Es ist die Rede von einem „ungarischsprachigen Umfeld“ und man ist „im Alltag und im Familienleben damit konfrontiert“. Auf jeden Fall sollte man in irgendeiner Form Ungarischkenntnisse haben, um nach Ansicht meiner Probanden als Ungar/in zu gelten.

Neben diesen zwei wichtigen Aspekten, nämlich Wurzeln und Sprachkenntnisse, haben drei meiner Probanden ein weiteres sehr wichtiges Merkmal angesprochen: „jemand, der sich als das identifiziert“ (P 1). Auch Proband 2 stellt fest, wenn jemand „die Sprache annimmt oder lernt und dann sich selbst so fühlt, dann ist er für mich auch ein Ungar.“ Die eigene Wahrnehmung, das subjektive Gefühl der Zugehörigkeit, ist also für meine Probanden ein wichtiges Merkmal.

Auch Probandin 4 spricht den Faktor der Wahrnehmung an, und zwar im Zusammenhang mit ihren Verwandten in Siebenbürgen. Sie selbst würde sie als Ungarn bezeichnen, vielleicht im Zusammenhang mit der rumänischen Nationalität, also als „rumänische Ungarn“ und meint „sie sehen sich auch so“. Die eigene Wahrnehmung spielt also eine sehr große Rolle. Neben einem regelmäßigen Gebrauch der Sprache im Familienleben ist für sie auch das Leben die Teilhabe an Traditionen, die mit einer Gruppenzugehörigkeit einhergehen, ein wichtiger Faktor.

7.2.2. Merkmale der ‚guten‘ ungarischen Sprache

Alle meine Probanden berichten, dass es ihnen natürlich schon auffällt, ob jemand Standard-Ungarisch spricht oder eben nicht. Zwei von ihnen schicken allerdings sofort voraus, dass sie selbst „ja auch nicht perfekt“ sprechen (P 1) bzw. „auch einen Akzent“ haben (P 2)

Damit wollen sie denke ich zum Ausdruck bringen, was auch die übrigen Probanden ansprechen werden, nämlich, dass es gar nicht von Bedeutung ist, ob jemand „gut“, „schlecht“, oder „perfekt“ spricht. Probandin 1 erzählt auch, dass sie sich gar nicht sicher ist, dies beurteilen zu können. Hauptsächlich hört sie Unterschiede zwischen Dialekten und dem „Standard-Ungarisch, das ich kenne“.

Probandin 3 differenziert die Hinweise, woran man Unterschiede in der Kompetenz bemerkt anhand zweier Faktoren, nämlich anhand der Flüssigkeit der Sprache (Wortschatz, Grammatik) auf der einen und der Aussprache auf der anderen Seite. Für Proband 2 kommt neben Grammatik und vor allem Satzstruktur noch hinzu, ob es „automatisch“ geht, also ob man ohne viel nachzudenken Sätze formulieren kann. Auch Proband 5 spricht die Satzkonstruktion als einen differenzierenden Faktor an, viel wichtiger aber ist für ihn das „positive Erlebnis“, wenn er merkt, dass sich jemand die Mühe gemacht hat, Ungarisch zu lernen.

Probandin 4 berichtet Ähnliches, sie will sich bezüglich einer Klassifizierung der Kompetenz aber gar nicht äußern. Sie findet „es gibt kein gut und schlecht. Es gibt nur die Motivation und Hauptsache, man kann sich verständigen.“ Natürlich, so gibt sie zu bedenken, macht es im Berufsleben vielleicht einen Unterschied, aber im Alltag ist es für sie „nicht wichtig“.

Meine Probandinnen sind sich also darin einig, dass man natürlich schon verschiedene Abstufungen im Hinblick auf die Kompetenz des Gegenübers erkennen kann. Allerdings betonen sie alle in irgendeiner Form, dass es nicht wichtig ist, ob jemand ‚perfekt‘ spricht, es geht um den guten Willen und die prinzipielle Fähigkeit zu kommunizieren.

7.2.3. Schönheit der ungarischen Sprache

Meine Probanden waren sich in einer Sache völlig einig, nämlich dass Ungarisch eine schöne Sprache ist. Es wird thematisiert, Ungarisch sei „sicher nicht einfach zu lernen“ (P 2) und „sehr schwierig“ (P 4) oder sogar „unübersetzbar“ (P 5).

Im Großen und Ganzen werden der ungarischen Sprache aber durchwegs positive Eigenschaften zugesprochen wie etwa „symmetrisch“ (P 1), „von der Literatur her sehr schön“ (P 3), „sehr melodisch“, „schön“ und „einzigartig“ aufgrund der verschiedensten Möglichkeiten, ein und denselben Sachverhalt auszudrücken (P 4). Proband 5 betont „jede Sprache hat ihre schönen und wertvollen Seiten“.

Einen wichtigen Aspekt warum die Sprache außerdem für sie ganz speziell schön ist, spricht Probandin 4 an. Neben rein sprachlichen Aspekten („sehr melodisch“, „sehr schön“, „nicht so hart“) betont sie, dass für sie die ungarische Sprache „sehr emotional“ besetzt ist, denn

ihre Erfahrungen aus der Kindheit waren immer positiv. In Siebenbürgen hatte sie das Gefühl von offenen und toleranten Menschen umgeben zu sein, „die einen so akzeptieren, wie man ist“. Weder in Rumänien noch in Österreich hingegen wurden ihre Ungarischkenntnisse geschätzt. In Siebenbürgen wurde sie ihren Erzählungen nach nicht nach ihren Sprachkenntnissen beurteilt: „es ging um mich als Menschen und deswegen wurde ich geliebt [...] und das assoziiere ich gleichzeitig dann auch mit der Sprache. Und deswegen klingt sie auch für mich schön.“ Daraus folgt auch, dass sie sich geborgen fühlt, sobald sie die Sprache hört.

7.2.3.1. Vorteile durch Ungarischkenntnisse

Auf die Frage, ob sich durch Ungarischkenntnisse Vorteile ergeben, antworteten meine Probandinnen teilweise bezüglich ihrer eigenen Kenntnisse, zum größeren Teil aber eher im Bezug auf Mehrsprachigkeit allgemein.

Konkret in Bezug auf Ungarisch können sich laut Probandin 1 auf jeden Fall Vorteile ergeben, nämlich auf dem Arbeitsmarkt, denn viele Unternehmen pflegen Kontakte nach Ungarn. In ihrer Position als Forschungsassistentin an der Universität kann sie auf jeden Fall Ungarisch anwenden, nach eigenen Angaben ist sie auch definitiv mehr an Stellen interessiert, die ihr die Möglichkeit bieten, ihre Mehrsprachigkeit anzuwenden. Für sie wäre dies „der Idealfall“.

Auch Proband 2 sieht in seinen Ungarischkenntnissen Vorteile, sowohl im privaten Bereich als auch im Studium, schließlich waren diese beispielsweise für seine Diplomarbeit essentiell. Er sieht aber auch vor allem Vorteile in der Mehrsprachigkeit allgemein. Er berichtet, dass er selbst Sprachen leichter lernt, weil er eben schon von klein auf mehrere Sprachen gelernt hat. Er ist der Überzeugung, dass es jeder Person, die mehrsprachig aufgewachsen ist, ähnlich ergeht.

Probandin 3 sieht ihre Vorteile ebenfalls eher allgemein im Bezug auf Mehrsprachigkeit. Sie meint, konkret Ungarisch wäre bestimmt von größerer Bedeutung, wäre sie beispielsweise im Bankenbereich tätig. Im Sozialbereich, wo sie beschäftigt ist, ergeben sich Vorteile nicht konkret durch ihre Ungarischkenntnisse, sondern eher durch die Tatsache, dass sie Migrationserfahrung hat. Gerade im Asylbereich hilft es ihren Aussagen nach erheblich, wenn sich Klienten mit der Betreuerin identifizieren können, weil diese weiß, welche

Probleme mit Mehrsprachigkeit und Mehrkulturalität einhergehen. Sie betont aber „Ich brauche die Sprache gar nicht dafür“.

Für Probandin 4 haben sich bis dato noch keine konkreten Vorteile durch ihre Ungarischkenntnisse ergeben. Bis jetzt konnte sie nach eigenen Angaben Ungarisch nur an der Universität oder im privaten Bereich, im Urlaub oder während ihres Auslandssemesters gebrauchen. Im Alltag, so sagt sie, konnte sie es nie konkret anwenden, „außer man trifft zufällig jemanden“. Insgesamt aber betont sie, dass es auf jeden Fall Vorteile bringt, mehrsprachig zu sein, daher kommt sie zu dem Schluss: „ich sehe es als Ressource und als Vorteil“.

Auch Proband 5 sagt, dass er „auf alle Fälle“ Vorteile durch seine Mehrsprachigkeit hat. Seiner Ansicht nach ist es „ein Riesenvorteil“ gegenüber Einsprachigen, dass man Informationen in verschiedenen Sprachen beziehen kann.

Er betrachtet es völlig wertfrei, ob man nun zusätzlich zur Muttersprache Ungarisch beherrscht oder andere Sprachen. Auf der einen Seite hat die ungarische Sprache wenige Sprecher und Ungarn ist keine Wirtschaftsmacht, wodurch zum Beispiel Englisch weltweit stärker verbreitet ist. Andererseits hat man durch die Kenntnis der ungarischen Sprache „Zugang zu einer Sprache, die eben nicht jeder spricht.“

Meine Probanden antworteten also eher allgemein im Bezug auf Mehrsprachigkeit und diese sehen sie jedenfalls als einen Vorteil. Nicht nur im privaten Umfeld wirkt sich die Kenntnis mehrerer Sprachen positiv aus, auch im Berufsleben kann man nur davon profitieren, mehrere Sprachen zu sprechen. Aber nicht nur Mehrsprachigkeit allgemein, auch Ungarischkenntnisse im Speziellen werden nicht gerade als Nachteil interpretiert, sondern als eine zusätzliche Ressource, die gleichzeitig nicht vielen Personen zur Verfügung steht.

7.2.4. Weitergabe der ungarischen Sprache – allgemein

Zunächst wollte ich ganz allgemein wissen, ob meine Probandinnen der Ansicht sind, die ungarische Sprache sollte weitergegeben werden. Obwohl ich hier noch nicht nach ihren persönlichen Plänen diesbezüglich gefragt habe, waren die Antworten bei drei meiner fünf

Probanden auf die eigene Zukunft bezogen und es wurde thematisiert, dass Ungarisch auf jeden Fall an die eigenen Kinder weitergegeben werden soll.

Proband 2 hat neben der Wichtigkeit, die Sprache an die eigenen Kinder weiterzugeben, damit sie einen Bezug zu ihren Wurzeln haben, auch angesprochen, dass es seiner Ansicht nach gerade bei vielen Ungarn der Fall ist, dass die Sprache in der Familie weiter getragen wird. Er erzählt auch, dass es in seiner Familie, wo die Mitglieder in Ungarn, Österreich, Deutschland und der Slowakei leben, sehr schön ist, dass es eine „gemeinsame Sprache“ gibt, die alle verstehen.

Probandin 3 stellt zwar fest das Ungarische sei eine schöne Sprache, fragt sich allerdings „wofür jetzt eigentlich?“ Sie spricht demografische Faktoren an, indem sie zu bedenken gibt, dass andere Sprachen in Österreich, wie z.B. das Kroatische oder Türkische „konkret Nutzen“ bringen könnten, weil sie entweder aufgrund von Sprachverwandtschaften von einer breiteren Bevölkerung verstanden werden oder generell von einer „Riesen-Community“ gesprochen werden. Dem Ungarischen begegnet man dagegen eher selten, was ihrer Meinung nach die Motivation vermindert, es zu lernen.

Auch Probandin 4 spricht die Frage des Nutzens an. Sie berichtet aus eigener Erfahrung, dass es von außen oft so gesehen wird, dass es für Kinder anstrengend sein muss, mehrere Sprachen zu lernen „und außerdem, was soll es denn mit Ungarisch machen?“ Sie spricht in diesem Zusammenhang aber wiederum allgemeine Vorteile von Mehrsprachigkeit an, nämlich, dass diese in erster Linie eine Bereicherung ist. Sie kommt zu dem Schluss, dass sie trotz negativer Vorurteile ihre eigenen Vorteile kennt und deshalb „auf jeden Fall“ Ungarisch an ihre Kinder weitergeben möchte.

Proband 5 antwortet eher allgemein und nicht so auf seine persönliche Situation bezogen, indem er meint, es wäre schade, wenn Ungarisch ausstirbt.

Insgesamt sind meine Probanden schon der Meinung, es ist schade, wenn vorhandene sprachliche Ressourcen nicht weitergegeben werden. Dennoch müsste man sich aber auch die Frage nach dem konkreten Nutzen von Ungarischkenntnissen stellen. Später werden noch persönliche Vorhaben zur Weitergabe der Sprache thematisiert werden.

7.2.5. Bewertung des Ungarischen durch die Österreicher

Ich wollte außerdem wissen, was nach Ansicht meiner Probandinnen die Österreicher über die ungarische Sprache denken. Dadurch wollte ich herausfinden, ob sie bestimmte Einstellungen gegenüber dem Ungarischen wahrnehmen und ob diese Meinungen ‚von außen‘ die Identifikation mit der Sprache beeinflussen.

Probandin 1 berichtet, dass einige ihrer Freundinnen sie gelegentlich dazu auffordern etwas auf Ungarisch zu sagen. Nach ihren Angaben finden sie es „witzig“, sie finden den Klang der ungarischen Sprache „lustig“. Sie bezeichnet diese Situation als „Spiel zwischen uns“, sie nimmt sie also als positiv wahr, was nicht wirklich verwunderlich ist, bekommt sie doch positive Reaktionen und Interesse an ihrem sprachlichen Repertoire entgegen gebracht.

Auf die Frage, ob das Ungarische in Österreich denn positiv bewertet wird, antwortet sie also mit einem klaren „ja“. Auch die Frage, ob Ungarisch bzw. die Ungarn in Österreich eine Art Sonderstatus genießen bejaht sie. Aufgrund der gemeinsamen Geschichte und der Tatsache, dass viele Österreicher Ungarn immer noch mit der einstigen Monarchie verbinden, führt zu einem starken Solidaritätsgefühl.

Laut Proband 2 sehen die Österreicher die ungarische Sprache als „schwer“ und „unaussprechbar“ an. Er denkt auch, dass die Bereitschaft, Ungarisch zu lernen, in Österreich nicht besonders groß ist. Da viele Ungarn ohnehin Deutsch können – vor allem jene, die in Österreich leben – sehen die Österreicher gar keine Notwendigkeit, die Sprache zu lernen. Auch er bescheinigt dem Ungarischen und den Ungarn einen außergewöhnlichen Status in Österreich, vor allem im Vergleich zur Slowakei oder Tschechien zum Beispiel.

Er sieht ein „spezielles Naheverhältnis“ zwischen Ungarn und Österreich, aufgrund der Monarchie oder auch aufgrund der Solidarität nach dem Volksaufstand in Ungarn 1956, als Österreich bereitwillig ungarische Flüchtlinge aufnahm. Auch er betont also, dass durch die gemeinsame Geschichte die Solidarität zwischen beiden Ländern besonders gegeben zu sein scheint.

Probandin 3 meint, dass es gewisse Bereiche gibt, wie zum Beispiel die Bankenbranche, in denen die Österreicher den Wert der ungarischen Sprache anerkennen. Am ehesten, so meint sie, wird also in der Wirtschaft Ungarisch als wichtig angesehen, abgesehen davon

haben die Menschen in Österreich „sehr wenig Bezug dazu“. Aufgrund der geografischen Nähe hat das Ungarische in Österreich außerdem keinen „Exotikfaktor“, auch sie begründet ein mangelndes Interesse am Erlernen der Sprache damit, dass viele Ungarn Deutsch sprechen.

Probandin 4 spricht Unterschiede in der Wahrnehmung zwischen den Generationen an. Ihrer Meinung nach erachtet die Generation unserer Eltern, also Personen im Alter über 50 Jahren, die Kenntnis der ungarischen Sprache als unnötig. Sie fragen sich zumeist „für was“ man die Sprache erlernen sollte. Gründe dafür sind, dass Ungarn ein kleines Land ist, die Sprache nur wenige Sprecher hat und außerdem sehr schwierig ist. Sie können es ihrer Meinung nach „nicht greifen“.

Jüngere Menschen hingegen sehen das Potential, das in der Kenntnis mehrerer Sprachen liegt. Sie sind nach Ansicht meiner Probandin eher geprägt vom Zusammengehörigkeitsgefühl, das die Europäische Union symbolisiert. Auch beruflich hat man durch die Kenntnis verschiedener Sprachen mehrere Optionen, es hinterlässt einen guten Eindruck, wenn man beispielsweise in der Sprache eines Geschäftspartners mit diesem kommunizieren kann.

Auch Proband 5 denkt, die Österreicher sehen Ungarisch als „unmöglich zu lernen“ und als sehr schwierig auszusprechen an. Er weiß nicht wirklich, was sonst über die ungarische Sprache gedacht wird, weil er es immer nur ‚von innen‘ als Sprecher erlebt hat. Er hat allerdings schon öfter Aussagen gehört wie etwa „ich würde sehr gerne Ungarisch können“. Seiner Meinung nach ist das Interesse also durchaus da, Ungarisch auch zu erlernen.

Auch hier wird also wiederum thematisiert, dass man sich die Frage stellen muss, wozu gerade Ungarisch erlernt werden soll. Sehr interessant ist, dass die angenommene Wahrnehmung der Österreicher bezüglich der ungarischen Sprache also scheinbar Einfluss auf die Frage hat, ob die Sprache überhaupt weitergegeben werden soll.

Insgesamt sind die Meinungen durchwachsen, es wird viel Positives wahrgenommen, aber auch negative Einstellungen, vor allem bezüglich des Nutzens, werden thematisiert. Als positiver Aspekt wird ein gewisses Solidaritätsgefühl aufgrund der gemeinsamen Geschichte wahrgenommen.

7.3. Repräsentation des Ungarischen in Österreich

Eine weitere wichtige Fragestellung war für mich, ob die Repräsentation der Minderheitensprache eine Rolle für die Identität meiner Befragten spielt. Ich habe sie dazu gefragt, ob ihrer Meinung nach die ungarische Sprache in Österreich in den Medien, in öffentlichen Einrichtungen etc. gut repräsentiert ist und welche Einstellung sie dazu haben. In Kapitel 7.4. werden wir in einer weiteren Frage darüber sprechen, ob sie sich mehr Angebot in ungarischer Sprache wünschen würden.

Keiner meiner Probanden ist der Meinung die ungarische Sprache sei in Österreich gut repräsentiert: „es spielt gar keine Rolle finde ich“ (P 1). Zwei meiner Probanden betonen, dass man vielleicht im Burgenland im Alltag öfters mit Ungarisch in Berührung kommt, in Wien und im Rest Österreichs „eigentlich gar nicht“ (P 4), zumindest findet man selten beispielsweise Zeitungen oder Aufkleber, was in anderen Minderheitensprachen in Österreich nach Ansicht von Probandin 3 noch öfter der Fall ist. Proband 2 erzählt außerdem, dass er selten in Behörden Formulare auf Ungarisch gesehen hat. Auch Proband 5 ist der Meinung, dass die ungarische Sprache in Behörden keine Rolle spielt, betont aber „das stört mich nicht“.

7.3.1. Repräsentation in den Medien

Auch in den Medien ist die ungarische Sprache nach Ansicht meiner Probanden nicht vertreten. Ungarn spielt in so fern eine Rolle, als dass über das Land selbst und in letzter Zeit vermehrt über die politische Situation in Ungarn berichtet wird, die Sprache selbst wird allerdings nicht verwendet.

Proband 2 berichtet ebenfalls über jenen Aspekt, der in den Medien in Bezug auf Ungarn vorherrschend ist: „in letzter Zeit waren wir, also die Ungarn, sehr präsent in den Medien, was nicht unbedingt positiv ist im Sinne von der Politik, die halt dort abläuft im Moment“. Besonders auffällig an dieser Aussage ist, dass er während des Satzes sozusagen die Perspektive wechselt. Er beginnt den Satz mit „wir“, schließt sich also selbst in die Gruppe

der Ungarn ein, plötzlich aber distanziert er sich im Bezug auf die schwierige politische Situation: „die Ungarn“.

Proband 5 ist der Meinung Ungarisch ist „nicht überrepräsentiert“, man kann aber auch in Wien Medien finden, wenn man Neuigkeiten in ungarischer Sprache in Erfahrung bringen will. Er betont, dass beispielsweise der ORF online sogar ungarischsprachige Nachrichten zur Verfügung stellt. So kommt er zu dem Schluss „wirklich tagtäglich ist es nicht“.

Dieser Meinung schließt sich auch Probandin 4 an. Auch sie bestätigt, dass sie in ihrem Alltag nicht mit der ungarischen Sprache in Berührung kommt, „außer ich möchte es“. Sie weiß zwar, dass es im Fernsehen eine Sendung gibt, weiß allerdings nicht, wie diese heißt, sie meint lediglich „da wird ab und zu mal Ungarisch gesprochen“. Dies ist für mich ein eindeutiges Zeichen dafür, dass das Ungarische kaum eine Rolle spielt bzw. dass es auch für meine Probandin nicht wichtig ist. Wenn sie nach eigenen Angaben in ihren Alltag hinein lebt, kommt sie mit Ungarisch nicht in Berührung: „Nein, außer ich suche es mir aus“.

Weiters erzählt Proband 5 ihm persönlich sei es nicht wichtig, denn je stärker das Internet genutzt wird, „umso mehr verschwimmen Grenzen“. Er betont also die Bedeutung des Internet, das die Welt sozusagen zusammenwachsen lässt, wodurch die Wichtigkeit der Print- und Rundfunkmedien abnimmt.

Proband 2 ist zwar ebenfalls der Meinung, die ungarische Sprache ist in Österreich nicht überrepräsentiert, betont aber ebenfalls, dass die Möglichkeit besteht. Er hat zwar selber damit relativ wenig zu tun, aber es gibt Kulturvereine oder auch die ungarische Kirche. Er fügt hinzu die Ungarn seien präsenter als beispielsweise die Slowaken und man weiß mehr über sie als z.B. über die Schweiz, obwohl dort die gleiche Sprache gesprochen wird.

7.3.2. Repräsentation im Bildungssystem

Zwei meiner Probanden sprechen im Zusammenhang mit der Repräsentation der Sprache auch deren Verwendung in der Schule an. Aber auch dort finden sie nicht, dass Ungarisch irgendeine Bedeutung zukommt. Beispielsweise meint Probandin 1, dass die Sprache selbst keine Rolle spielt. Wenn im Unterricht über Ungarn gesprochen wird, geht es zumeist um

geschichtliche Ereignisse, aber auch diese, wie z.B. die Monarchie, werden nur kurz abgehandelt.

Proband 5 erklärt ebenfalls, dass „die Monarchie“ schon behandelt wird, findet also, dass in der Schule Ungarisch bzw. besser gesagt Ungarn eine Rolle spielt. Mit der Sprache an sich hat das allerdings sehr wenig zu tun.

7.3.3. Der Wunsch nach mehr Angebot

Auf die Frage, ob sie sich denn mehr Angebot wünschen würden, antworteten meine Probanden recht unterschiedlich. Lediglich Probandin 1 sagt ganz klar: „Ja, auf jeden Fall“. Vor allem würde sie sich wünschen, dass Ungarisch in der Schule besser repräsentiert ist und so wäre ihr die Möglichkeit wichtig, es zumindest als Freifach belegen zu können. Aber auch als Unterrichtssprache wäre es für sie durchaus denkbar und sie glaubt auch, dass vonseiten der Österreicher das Interesse da wäre.

Proband 2 ist der Meinung „schaden würde es sicher nicht, es ist sicher nett“. Für mich deutet seine Wortwahl darauf hin, dass er keinen besonderen Wert auf eine bessere Repräsentation des Ungarischen legt. Er findet, dass in Österreich überhaupt alles „ein wenig internationaler“ werden könnte. Es muss nicht unbedingt mehr Angebot in Ungarisch geben, sondern allgemein könnten neben Englisch, Französisch und Spanisch die Nachbarsprachen eine größere Rolle spielen.

Probandin 3 erzählt, dass es ihr „eigentlich nicht“ wichtig ist, dass Ungarisch in Österreich besser repräsentiert ist, die Verbindung zur ungarischen Sprache hat sie ja über die Familie. Wenn sie dennoch Lust hat Ungarisch zu hören, nutzt sie das Internet um z.B. *Petőőfi Rádió* zu hören. Sie betont allerdings nochmals „aber ich habe kein Bedürfnis danach, dass es in der Öffentlichkeit irgendwie vorkommt.“

Probandin 4 würde sich wünschen, dass zumindest ungarische Fernsehsender in Österreich empfangen werden können. Es ist ihr allerdings kein besonderes Anliegen, im österreichischen Fernsehen Ungarisch zu hören: „ich erwarte es mir nicht, wahrscheinlich

weil ich es gewohnt bin, dass es nicht geht“. Außerdem erwähnt sie wiederum, dass es Ausweichmöglichkeiten gibt, wie beispielsweise das Internet.

Sie würde sich allerdings von den österreichischen Medien wünschen, dass nicht immer nur negativ über die Ungarn berichtet wird, beispielsweise über Korruption, Katastrophen oder Raubüberfälle. Andererseits nimmt sie aber auch Positives wahr, die Zeit der Monarchie wird durchaus auch von den Medien positiv bewertet. Die Österreicher haben ihrer Meinung nach „geschichtlich das Zusammengewachsene noch im Kopf“. Sie betont auch „die Sprache ist eher unwichtig, das nehme ich wahr. Leider.“

Proband 5 ist ebenfalls der Meinung, es ist nicht wichtig, die ungarische Sprache in Österreich besser zu repräsentieren. Er ist der Meinung es gäbe durchaus genug Angebote, man müsse sie nur suchen und „wenn man sich dafür interessiert, findet man was.“ Er unterstreicht also seine Aussagen von vorher, dass man mit nur geringem Aufwand den Kontakt zur ungarischen Sprache halten kann, ohne im Alltag permanent damit in Berührung zu kommen.

7.4. Persönliche Wahrnehmung und Identität

7.4.1. Würdest du dich selbst als mehrsprachig bezeichnen?

Auf die Frage, ob sie sich denn nun selbst als mehrsprachig wahrnehmen, bejahten alle meine Informanten. Vier von ihnen antworteten sogar ziemlich deutlich und ohne auch nur das geringste Zögern.

Nur eine Probandin (P 3) wollte sich zunächst nicht festlegen und ihre Antwort kam sehr zögerlich nach einer langen Pause: „Ja, irgendwie schon“ „objektiv ja“. Sie sprach ein „Eingerostet-sein“ der ungarischen Sprache an. Wenn es also im Gegensatz zum Beginn des Gesprächs plötzlich nicht mehr allgemein um mehrsprachige Menschen geht, sondern um sie selber, macht sie sozusagen Sprachkompetenz zum Kriterium. Obwohl ihre Ungarischkenntnisse also weit darüber hinaus reichen, als was sie als Mehrsprachigkeit definiert hat (dass man sich mitteilen kann und dass man einfach verschiedene Sprachen gelernt hat und vielleicht sogar wieder vergessen hat), will sie doch nicht gleich behaupten,

dass auch sie mehrsprachig ist. Die Verwendung des Wortes „objektiv“ finde ich hier besonders interessant. Es zeigt, dass ihr bewusst ist, dass sie von außen als mehrsprachig beurteilt werden würde. Diese Tatsache stellt sie sozusagen in Opposition zu ihrem subjektiven Gefühl.

Gründe, die dafür sprechen, sich selbst als mehrsprachig zu sehen, sind laut eigener Aussage ihr Interesse und ihr regelmäßiger Umgang mit verschiedenen Sprachen. Sie bezeichnet Sprache sogar als ihr „Werkzeug“, wobei ich hier das Gefühl hatte, sie meinte explizit die deutsche Sprache, denn schließlich berichtet sie, dass sie „sehr im Deutschen verwurzelt“ sei und ihr auch immer wichtig war, den Kontakt zu Österreich zu halten. Die Zeit, als sie nach Ungarn gezogen ist, ohne Ungarisch zu können, ist das laut eigener Aussage „keinesfalls nur positiv besetzt“. Für mich bedeutet diese Assoziation mit einem schwierigen Erlebnis in der Kindheit, dass sie sich nicht so leicht tut wie manch anderer, ihre Ungarischkenntnisse als wichtigen Teil ihres sprachlichen Repertoires zu sehen. Gerade aufgrund der negativen Erinnerungen sieht sie die ungarische Sprache vielleicht nicht als einen Teil ihrer Identität an.

Die anderen Probanden begründeten ihre Zustimmung auf verschiedene Weisen. Für Probandin 1 ist nicht entscheidend, ob die Sprache weiterhin in Verwendung ist, sondern dass sie beide Sprachen gleichzeitig gelernt hat.

Probandin 4 bezeichnet ihre Situation als „noch extremer [...], weil ich schon in Rumänien zweisprachig aufgewachsen bin“. Schon in frühester Kindheit hatte sie gleichzeitig Ungarisch und Rumänisch gelernt, als sie im Alter von acht Jahren nach Österreich kam, dominierte Deutsch und in der weiteren Schulbildung sind noch Englisch und Französisch dazugekommen. Das lässt sie zur Erkenntnis kommen, dass sie „mehrsprachig durch und durch“ ist. Für sie entscheidet also das ständige Erlernen neuer Sprachen ebenso wie ein regelmäßiger Umgang mit mehreren Sprachen.

Für Proband 5 ist der entscheidende Grund dafür, dass er sich als mehrsprachig sieht, die aktive Verwendung mehrerer Sprachen, in seinem Fall Deutsch, Ungarisch und Englisch. Auch er hat also sein stärkstes Kriterium (dass man mit zwei Sprachen aufgewachsen sein muss um als mehrsprachig zu gelten) verändert.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es – wie bereits im Kapitel über Mehrsprachigkeit beschrieben – nicht leicht ist, das Phänomen anhand eines einzigen Kriteriums zu definieren. Es spielen immer mehrere Aspekte eine Rolle, so auch bei meinen Probanden. Bei jedem Probanden und jeder Probandin stellt sich im Endeffekt aber heraus, dass ein regelmäßiger Umgang mit mehreren Sprachen eine große Rolle spielt, sei es nun, weil man mit mehr als einer Sprache aufwächst oder aber einfach, weil man Interesse an Sprachen zeigt und diese lernt.

7.4.2. Selbstwahrnehmung nach ethnischen Gesichtspunkten

Ein weiterer wichtiger Punkt, den ich in Erfahrung bringen wollte, war die Selbstwahrnehmung meiner Probandinnen im Bezug auf nationale oder ethnische Zugehörigkeiten. Ich wollte wissen, ob sie sich als Österreicher oder als Ungarn wahrnehmen oder ob eine Identifikation nach ethnischen Merkmalen überhaupt keine Rolle in ihrer Eigenwahrnehmung spielt. Auch hat mich interessiert, an welchen Merkmalen sie ihre Zugehörigkeit – sofern sie überhaupt eine solche empfinden – festmachen.

Auf die Frage, ob sie sich nun mehr als Österreicherin oder als Ungarin sieht, antwortet Probandin 1 überzeugt „halb-halb“. Sie bezeichnet es selbst als interessant, dass sie sich nie nur als Ungarin fühlen könnte, ausschließlich als Österreicherin aber schon: „ich sage immer halb-halb, aber ich glaube, ich fühle mich eher als Österreicherin, weil ich hier aufgewachsen bin.“ Sie identifiziert sich also eher mit dem Land, in dem sie mehr Zeit verbracht hat, dennoch spielen in ihrer Eigenwahrnehmung auf jeden Fall beide Nationalitäten eine Rolle.

Obwohl seine Mutter der ungarischen Minderheit in der Slowakei entstammt, sieht sich Proband 2 gar nicht als Slowake. In erster Linie begründet er dies damit, dass er die Sprache nicht spricht. Er spricht also an, dass ohne Sprachkenntnisse auch die Solidarität mit dem Land, mit dem ihn immerhin auch die schon mehrfach angesprochenen „Wurzeln“ verbinden, nicht stattfindet. Weiters berichtet er, dass er früher sogar einen tschechoslowakischen Pass hatte, allerdings nicht vorhat, diesen wieder zu beantragen.

Die ‚bürokratische Dimension‘ der Zugehörigkeit zu einem Staat hat also keine Bedeutung für die Identität des Befragten. Im Vorfeld des Interviews hat er außerdem berichtet, dass

seine Familie in der Slowakei keine guten Erfahrungen gemacht hat und von Diskriminierung betroffen war. Auch deshalb wahrscheinlich empfindet er keine Solidarität gegenüber der Slowakei.

In erster Linie bezeichnet er sich selbst als Europäer, denn „das ist für mich wichtig“, betont aber: „Ungarn liegt mir schon am Herzen“. Insgesamt kommt er zu dem Schluss er ist „ein Wiener Europäer mit ungarischen Wurzeln“. Auch die lokale österreichische Identität spielt in seiner Eigenbezeichnung eine Rolle.

Probandin 3 bezeichnet sich ohne zu zögern als „Halbungarin“, obwohl sie zuvor die Sprache nicht als Muttersprache bezeichnet. Auf meine Nachfrage hin betont sie, dass die österreichische Komponente überwiegt und fügt eine interessante Bemerkung hinzu: „das kann man sicher an der Sprache festmachen“. Für sie gehen Sprache und ihre ethnische/nationale Identität also Hand in Hand.

Außerdem hängt die Eigenwahrnehmung auch davon ab, wo sie sich befindet. Interessanterweise meint sie in Wien würde sie niemandem gleich erzählen, dass sie „Halbungarin“ ist, im Ausland hingegen ist es „selbstverständlich zu sagen fifty-fifty“. Etwas nachdenklich fügt sie hinzu: „keine Ahnung, warum eigentlich“.

Ich denke, wenn die eigene Identität im Ausland sozusagen ‚bedroht‘ ist, wird es zu einem Akt der Identität (siehe LePage/Tabouret-Keller 1985), sich selbst mit allen Facetten, die zur eigenen Identität gehören, zu beschreiben.

Auch Probandin 4 bezeichnet sich (ähnlich wie P 2) in erster Linie als Europäerin. Durch ihre Verwandten und einen viermonatigen Studienaufenthalt in Budapest identifiziert sie sich mit Ungarn, sie wurde in Rumänien geboren, hat Verwandte in Siebenbürgen und lebt in Österreich, „aber ich habe erst den Blick bekommen, was ich wirklich bin, also meine Identität, erst nachdem ich weg war aus Europa.“ Ihr ist demnach erst in den USA richtig bewusst geworden, dass sie sich nicht schämen darf für das, was sie ist und was sie kann. Am ehesten würde sie sich beschreiben als „Rumänin mit ungarischen Wurzeln, die in Österreich lebt und eigentlich österreichische Staatsbürgerin ist“. Auch bei ihr sind – wie auch bei Proband 2 – die „ungarischen Wurzeln“ ein wichtiger Bestandteil ihrer Selbstbeschreibung.

Da diese Beschreibung aber kompliziert ist und sie sich nicht versteifen möchte, hat sie sich in den USA als Europäerin beschrieben und „deswegen nenne ich mich auch gerne Europäerin“. Vielleicht, so meint sie weiter, war es auch nur eine einfache Möglichkeit, um sich nicht auf Diskussionen über ihre Herkunft einlassen zu müssen, „aber dann ist es mir irgendwann bewusst geworden, je öfter ich es ausgesprochen habe, dass es wirklich so ist.“

Proband 5 sagt ganz klar, dass es bei ihm situationsbedingt variiert, ob er sich nun mehr als Ungar oder aber als Österreicher sieht. Er wählt schließlich den – meiner Meinung nach – ultimativen Weg sich mit beidem gleichermaßen zu identifizieren: „Ich pflege immer zu sagen ich bin ein Kind der Monarchie“. Die Begründung für diese Wahl in der Selbstbeschreibung liegt darin, dass die Zeit, als Ungarn und Österreich im Prinzip ‚eins‘ waren, seine eigene Empfindung am besten beschreibt: „Und ich würde auch nicht wählen wollen“. Er stimmt auch zu, dass er sich mit seiner Identität spielt.

Drei Probandinnen wollten sich also nicht auf eines der beiden Länder beschränken und gaben an, zur Hälfte Ungar/in und zur Hälfte Österreicher/in zu sein. Zweimal wurde quasi als Ausweg aus der Nationalismusdebatte und der Einfachheit halber die Bezeichnung „Europäer/in“ gewählt.

Bemerkenswert ist für mich daran, dass Ungarn dabei immer eine Rolle spielt; also auch bei jenen, die „Europäer/in“ als Selbstbezeichnung gewählt haben, spielt letztendlich die ungarische Identität eine Rolle: „ein Wiener Europäer mit ungarischen Wurzeln“ (P 2) bzw. „Rumänin mit ungarischen Wurzeln, die in Österreich lebt und eigentlich österreichische Staatsbürgerin ist“ (P 4).

7.4.3. Entwurzelung

Die vorletzte meiner Fragen rief die längsten Antworten hervor, nämlich jene, ob sich die Befragten entwurzelt fühlen und ob sie auch schon das eine oder andere Mal schlechte Erfahrungen aufgrund ihrer Mehrsprachigkeit/Mehrkulturalität gemacht haben.

Aber nicht nur quantitativ, auch qualitativ erwiesen sich die Antworten als sehr aufschlussreich für meine Untersuchung. Auch die Begründungen lassen noch einmal sehr

stark erahnen, welche Faktoren für eine positive mehrsprachige Identität ausschlaggebend sind.

Generell fühlen sich meine Probanden nicht entwurzelt. Drei von ihnen verneinten relativ klar, lediglich Probandin 4 berichtet davon, dass sie sich lange Zeit entwurzelt gefühlt hat und auch Proband 5 erzählt, dass es schon Situationen gibt, in denen er sich „deplatziert“ fühlt.

Probandin 1 meint, es komme eigentlich nicht vor, dass sie sich entwurzelt fühlt. Sie begründet diesen Umstand damit, dass sie sich „in beiden Sprachen gefestigt“ fühlt. Sie macht das Gefühl der Entwurzelung also durchaus an der Sprache fest. Außerdem pflegt sie nach eigenen Angaben ihre Kontakte nach Ungarn und zu ihrer Familie, zu der sie ein gutes Verhältnis hat. Daraus resultiert, dass sie sehr positive Gefühle mit Ungarn verbindet, sie verwendet Ausdrücke wie „wohl fühlen“, „zu Hause“ und „geborgt“. Sie kommt zu dem Schluss, dass sie – obwohl sie ihren Lebensmittelpunkt in Österreich hat – auch zu Ungarn eine starke Verbindung hat: „dort gehöre ich auch hin, [...] ich lebe nicht dort, aber es ist immer wieder schön dort anzukommen.“

Auf die Frage, ob sie schon einmal schlechte Erfahrungen aufgrund ihrer Mehrsprachigkeit gemacht hat, antwortet sie mit „ja“. Im Laufe der Erzählung allerdings bemerkt sie selbst, dass als negativ empfundene Situationen weniger mit Reaktionen anderer Menschen als viel mehr mit ihrer eigenen Wahrnehmung zu tun hatten. So erzählt sie, dass es ihr eine Zeit lang „unangenehm“ war zu sagen, ihre Mutter sei aus Ungarn. Sie hat befürchtet, ihre Schulkollegen würden denken, sie käme aus dem „Ostblock“ und dort „stehlen alle“.

Obwohl sie also persönlich nie schlechte Erfahrungen gemacht hat, hatte sie wohl von vornherein Angst vor Vorurteilen und kommt zu dem Schluss, dass es an ihrer eigenen Wahrnehmung gelegen haben muss: „ich weiß nicht, wieso ich das so aufgenommen habe“.

Auch Proband 2 fühlt sich eigentlich nicht entwurzelt, „weil ich mich überall dort zu Hause fühle, wo ich halt bin.“ Schlechte Erfahrungen mit Mehrsprachigkeit hat er persönlich noch nie gemacht, nur von seiner Familie kennt er Erzählungen von Diskriminierung, die sie in der Slowakei als Ungarn erfahren mussten. Auf die Frage, ob er in Wien schon schlechte Erfahrungen gemacht hat, hat er eine sehr interessante Antwort parat: „ich finde Ungar zu

sein hat jetzt [...] keine negative Konnotation wie andere Volkszugehörigkeiten, wo dann Leute schon eher irgendwas Blödes sagen.“ Er spricht also wiederum an, dass die Ungarn in Österreich im Allgemeinen einen besonderen Status genießen.

Probandin 3 verneint auf die Frage, ob sie sich denn entwurzelt fühlt: „Nein, weil ich das mit den Identitäten, der richtige Österreicher und die richtige Ungarin einfach nicht so sehe. Ich sehe eigentlich alle Leute mehr oder weniger als Gemisch.“ Hier ist besonders bemerkenswert, dass sie den Begriff der Identität im mehr oder weniger synonym mit Nationalität bzw. Ethnizität verwendet.

Wenn sie Anzeichen von Entwurzelung spürt, dann nicht, weil sie „halb-halb“ aufgewachsen ist und weil sie mehrere Sprachen spricht, sondern aufgrund mehrerer Umzüge in ihrem Leben. Prinzipiell macht sie die Tatsache, ob man sich dort oder da verwurzelt fühlt, nicht an Sprache oder Herkunft fest: „Das ist dann eher eine Lebensweise, ob man verwurzelt ist oder nicht.“

Sie kann sich nicht konkret daran erinnern, diskriminiert worden zu sein, schlechte Erfahrungen hat sie nach eigenen Angaben dennoch gemacht. Der Umzug in ihrer Kindheit nach Ungarn war „schon krass“, denn „meine Mutter wollte nie dass wir laut Deutsch reden in Ungarn, weil sie dachte, dann werden wir negativ aufgenommen. Aber wir konnten noch kein Ungarisch. Und dann gehst du halt auf der Straße und musst einen Teil von dir verstecken, was vielleicht nicht notwendig gewesen wäre im Nachhinein.“ Zum einen finde ich interessant, dass sie die Eigenwahrnehmung ihrer Mutter derart betont. Sie meint es „wäre nicht notwendig gewesen“, was bedeutet, dass sie von außen keine negativen Einstellungen gegenüber Mehrsprachigkeit wahrgenommen hat, sondern diese schlechte Erfahrung aufgrund von Ängsten und Vorurteilen entstand.

Noch weitaus interessanter ist die Tatsache, dass sie den Wunsch ihrer Mutter, in Ungarn nicht Deutsch zu sprechen, als „einen Teil von dir verstecken“ empfindet. Sie hat also ihre Sprachen als Teil von sich bzw. als Teil ihrer Identität wahrgenommen, den sie verstecken musste.

Probandin 4 weiß genau, was es bedeutet, entwurzelt zu sein. Sie berichtet, dass sie sich lange entwurzelt gefühlt hat und einen langen Prozess durchgemacht hat. Sie hat von klein

auf die Erfahrung gemacht, zunächst in Rumänien, wo sie ja als Ungarischsprachige schon einer Minderheit angehörte: „ich habe nicht gewusst, wohin ich gehöre.“ In Österreich war dieses Gefühl der Entwurzelung nach ihren Angaben noch intensiver, zum einen, weil sie noch weiter weg war von ihren Verwandten und dadurch auch räumlich den Kontakt verlor. Ein weiterer Grund für ihre Gefühle war die Tatsache, dass ihre Herkunft und ihre Sprache als Defizit ausgelegt wurden. Dadurch hat sie sich „sehr lange entwurzelt gefühlt, weil ich mich geschämt habe.“

Später, so sagt sie, hat sie nach und nach akzeptiert, dass sie eine Ressource besitzt und hat auch begonnen, Ungarisch zu studieren. Dabei hat sie „andere“ Ungarn kennen gelernt (sie schließt sich also in die Gruppe der Ungarinnen mit ein) und auch einige Österreicher, die Ungarisch studieren und „die mich und meine Sprachen geschätzt haben“.

Zum einen betont sie hier wiederum, wie wichtig es ist, dass Mehrsprachigkeit geschätzt wird, auch der Prozesscharakter der Identitätsfindung wird von ihr wie auch immer wieder in der Literatur thematisiert. Schlussendlich hat sie es geschafft, dass sie sich nicht mehr entwurzelt fühlt, sie hat akzeptiert, dass es eine Bereicherung ist, mehrere Sprachen zu beherrschen.

Außerdem ist ihre „Heimat“ nicht mehr so weit weg durch das Internet, in Wien besteht die Möglichkeit, sich einer ungarischen Community anzuschließen und man findet in einer Großstadt wie Wien auch leichter neue Freunde, die ähnlich aufgewachsen sind; Auch die Mobilität nimmt zu, wodurch es einfacher wird, den Kontakt zu den Wurzeln zu halten, denn „dieses Gefühl ist schon schrecklich [...] wenn man ständig nur auf der Suche ist nach Wurzeln“.

Sie hat auch mehrere schlechte Erfahrungen gemacht aufgrund ihrer Herkunft. In erster Linie passierte dies früher, sowohl im schulischen Bereich als auch im Alltag, als sie sich noch „nicht hat wehren können verbal“. Teilweise hat sie nach eigenen Angaben sogar gelogen und gesagt, dass sie aus Ungarn kommt „weil Ungarn trotzdem als höherwertig angesehen wird als Rumänien. Und somit habe ich über meine Herkunft eigentlich gelogen und Ungarisch als höherwertig erachtet als Rumänisch.“

Ungarisch wurde zwar ihrer Wahrnehmung nach auch als abwertend betrachtet, aber das „Flair“ der Monarchie blieb erhalten und verbindet Österreich und Ungarn bis heute. Von

Rumänien hingegen wusste man in Österreich nichts und so wurde es als „schrecklich“ wahrgenommen. So sah sie sich „mit Diskriminierung konfrontiert“ auch wenn die Menschen nicht wussten, woher sie kam, fühlte sie sich als „schlechter, böser, böser Ausländer“.

Auch Proband 5 empfindet Entwurzelung – wenn überhaupt – im Zusammenhang mit Sprache und zwar „immer im anderen Land“. In Ungarn merkt er etwa, dass er nicht den aktuellen Slang spricht, dass ihm angemessene Ausdrücke fehlen. Daraus resultiert zwar „kein ständiges ich bin traumatisiert davon“, dennoch fühlt er sich „manchmal etwas deplatziert“. Auch er spricht die Bedeutung der persönlichen Wahrnehmung an, nämlich wenn er sagt es hängt auch davon ab, wo man sich dazugehörig fühlen *will*.

7.4.4. Weitergabe der ungarischen Sprache – persönlich

Alle fünf Probanden haben auf jeden Fall vor, das Ungarische an ihre eigenen Kinder weiterzugeben. Gleich drei meiner Probanden führen als Hauptgrund an, dass dadurch die Verbindung zur Familie und Verwandtschaft erhalten werden soll.

Ein weiterer Grund ist das Potential, das eine zusätzliche Sprache auf jeden Fall darstellt. Es ist „cool“ ein bisschen mehr als die anderen zu können (P 3). Den Aspekt, dass es ein Vorteil ist, mehrere Sprachen zu sprechen, spricht auch Proband 5 an, für den es „keine Diskussion“ gibt, ob er seinen Kindern Ungarisch weitergeben wird oder nicht, es „gehört dazu“. Auch Probandin 4 spricht davon, dass man in Zeiten einer Europäischen Union nie wissen kann, wann man verschiedene Sprachenkenntnisse benötigt. Sie möchte vermeiden, dass ihre Kinder ihr eines Tages vorwerfen ihnen eine wichtige Ressource vorenthalten zu haben.

8. Zusammenfassung und Diskussion der Studienergebnisse

8.1. Ausdruck der eigenen Identität

Laut Csiszár (2011: 2) bezeichnen sich viele der Migranten, die nach Österreich gekommen sind, selbst als ‚ungarisch-österreichisch‘, sie bringen also eine doppelte nationale Identität zum Ausdruck. Dies hat sich in meinen Befragungen bestätigt.

Auch meine Probandinnen beschreiben die doppelte nationale Identität und bezeichnen sich als „Halb-Ungarn“. Zweimal wurde der Einfachheit halber und um sich nicht auf nationalistische Debatten einlassen zu müssen, die Bezeichnung „Europäer/in“ gewählt. Aber auch in der Selbstbeschreibung jener, die sich als „Europäer/in“ bezeichnen, spielt letztendlich die ungarische Identität eine wichtige Rolle: „ein Wiener Europäer mit ungarischen Wurzeln“ (P 2) bzw. „Rumänin mit ungarischen Wurzeln, die in Österreich lebt“ (P 4).

8.2. Sprache als Identitätsmerkmal

In Kapitel 5 der vorliegenden Arbeit wurde thematisiert, dass für die Ungarn in Wien die Sprache das wichtigste Merkmal ihrer Identität ist (im Gegensatz zum Burgenland, wo die Sprache nur *ein* Charakteristikum ist, aber nicht das wichtigste).

Auch meine Probandinnen nannten – zum Beispiel auf die Frage was denn nun den richtigen Ungarn/die richtige Ungarin ausmacht – als primäres Kriterium die Kenntnis der ungarischen Sprache. Ob man nun in einem „ungarischsprachigen Umfeld“ lebt und „im Alltag und im Familienleben damit konfrontiert“ ist oder die Sprache erst lernt und „dann sich selbst so fühlt“, auf jeden Fall sollte man in irgendeiner Form Ungarischkenntnisse haben, um nach Meinung meiner Probanden als Ungar/in zu gelten.

Neben den Sprachkenntnissen wurden in diesem Zusammenhang noch die (familiären) „Wurzeln“ angesprochen und die Bedeutung der eigenen Wahrnehmung: „jemand, der sich als das identifiziert“.

8.3. Bewertung von Mehrsprachigkeit

Meine Probandinnen bewerten Mehrsprachigkeit allgemein auf jeden Fall als Vorteil, sowohl auf beruflicher Ebene, wo Mehrsprachigkeit weltweit immer wichtiger wird, als auch im privaten Umfeld, wo Mehrsprachigkeit als eine persönliche Bereicherung anzusehen ist. Niemand hat in irgendeiner Weise mögliche negative Folgen oder Aspekte angesprochen, deshalb steht für meine Probanden auch fest, dass sie sich für die Weitergabe der eigenen sprachlichen Ressourcen verantwortlich fühlen.

8.4. Weitergabe der ungarischen Sprache

Wie bereits erwähnt ist die Weitergabe der Minderheitensprache innerhalb der Familie ein entscheidender Faktor für den Spracherhalt. Meine Probanden sind sich einig, dass das Ungarische weitergegeben werden soll, auf jeden Fall an die eigenen Kinder. Der wichtigste Grund ist dabei, dass der Kontakt zu den oftmals angesprochenen „Wurzeln“, also zu Herkunft und Familie, erhalten bleiben soll. Auch die Bereicherung – sei es nun die persönliche oder die ‚ökonomische‘ – die die Kenntnis mehrerer Sprachen mit sich bringt, ist ein Thema.

Auch im Zuge der Befragungen des ELDIA-Projektes zeigte sich, dass ein Großteil der Meinung ist, das Ungarische sollte an die Kinder weitergegeben werden. Es wurde befürchtet, dass diese Ergebnisse „verzerrt“ sind, da viele Befragte sich aktiv in Kulturvereinen einbringen und dadurch der Weitergabe des Ungarischen gegenüber generell positiv eingestellt sind (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 59).

Da meine Befragten allerdings keinerlei Kontakt zu Kulturvereinen pflegen und sich auch ansonsten mit der Weitergabe und Verbreitung der ungarischen Sprache nicht besonders auseinander setzen, könnte man davon ausgehen, dass sich die Verzerrung in Grenzen hält und die Ungarn generell einer Weitergabe positiv gegenüber stehen. Ein Proband berichtete mir sogar er hätte den Eindruck, dass gerade die Ungarn sehr darauf bedacht sind, ihre Sprache an die Kinder weiterzugeben.

8.5. Sprachkompetenz

Im Zuge des ELDIA-Projektes wurden auch Daten zur (selbstbewerteten) Sprachkompetenz erhoben. Dabei zeigte sich, dass im Bereich des Schreibens die Kompetenz im Deutschen etwas höher ist. Dieser Umstand dürfe aber nicht als fehlende Kompetenz im Ungarischen interpretiert werden, heißt es im Bericht. Dies kommt vielmehr daher, dass Deutsch in der schriftlichen Kommunikation dominiert, während Ungarisch vor allem mündlich zur Anwendung kommt. Auch haben viele zuerst auf Deutsch Lesen und Schreiben gelernt und konsumieren Medien vorwiegend auf Deutsch. (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 50 f.)

Auch meine Probandinnen stellen fest, dass ihre Kompetenz in der schriftlichen Kommunikation ganz klar im Deutschen höher ist. Die Begründungen dafür decken sich ebenfalls oben genannten Faktoren. Nur einer meiner Probanden (P 5) hat zumindest die erste Klasse Volksschule in Ungarn besucht und dort ein wenig Schreiben gelernt. Alle anderen haben zuerst gelernt, Deutsch zu schreiben.

Auf die Wahrnehmung als Muttersprache allerdings scheint die Einschätzung der aktuellen Kompetenz keinen Einfluss zu haben. Meine Probandinnen erachten demnach das Ungarische auch als Muttersprache, obwohl sie davon überzeugt sind, dass ihre Kompetenz im Deutschen viel höher ist. (siehe Kapitel 7.1.2.)

Weitaus wichtiger als die Kompetenz ist unter anderem die emotionale Bindung an das Ungarische. Probandin 4 beispielsweise erwähnt im Zusammenhang mit ihren sprachlichen Fähigkeiten, dass sie das Rumänische besser beherrscht, weil sie mehr Umgang damit pflegt. „Aber vom Gefühl her, vom Herzen her ist Ungarisch mir näher [...] Es ist mehr emotional.“

8.6. Verwendung der Sprachen in verschiedenen Bereichen

8.6.1. Verwendung im Familienleben

Am stärksten vertreten ist das Ungarische im Bereich der Familie und der Verwandtschaft. Zwar wird im Alltag oft auch innerhalb der Familie Deutsch gesprochen, weil sowohl meine Probanden als auch deren Angehörige Deutsch als Umgangssprache gewohnt sind und

deshalb oft das Vokabular auf Ungarisch nicht parat haben, dennoch wird Ungarisch als Familiensprache bewertet. Im Zuge der Erhebungen des ELDIA-Projektes hat sich gezeigt, dass hier sogar ein Unterschied besteht zwischen den Befragten in Wien und im Burgenland. Demnach wird bei den Immigranten in Wien noch häufiger Ungarisch im engsten Familienkreis gesprochen als bei den Angehörigen der autochthonen Minderheit, was vielleicht am niedrigen Prestige der ungarischen Varietät des Burgenlandes liegt. (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 52)

Auch die Begründungen, warum Ungarisch im Besonderen an die eigenen Kinder weitergegeben werden soll, gehen in diese Richtung. In erster Linie soll dadurch nämlich die Verbindung zu Familie und Herkunft gewahrt werden.

8.6.2. Verwendung bei Behörden und in anderen öffentlichen Bereichen

In öffentlichen Einrichtungen ist das Ungarische in Wien nicht präsent. Wie meine Probanden berichten, kommt man im Alltag nicht mit der Sprache in Berührung. Sie können es sich sogar „gar nicht vorstellen“ (P 1) bei Behörden die ungarische Sprache zu verwenden. Einerseits liegt dies bestimmt daran, dass es in Wien kaum möglich ist, Ungarisch in öffentlichen Einrichtungen zu sprechen.

Meiner Ansicht nach ist dies aber auch ein Zeichen dafür, dass eine positive Identifikation mit beiden Sprachen stattfindet und das Deutsche nicht die Identität bedroht, sondern in manchen Situationen eben dominant ist. Meine Probandinnen scheinen wirklich eine Trennung zwischen privaten Belangen und Bereichen außerhalb der privaten Sphäre vorzunehmen und danach die Sprache zu wählen. Auch Berényi-Kiss, Laakso und Parfuss kommen zu dem Schluss, dass sich die beiden Sprachen gegenseitig nicht ausschließen, sondern sich in ihren Anwendungsbereichen viel eher ergänzen. (2013: 53)

Von meinen Befragten wird das Ungarische auch Arbeitsplatz gelegentlich verwendet, und zwar dann, wenn man auf Kollegen oder Kolleginnen trifft, die ebenfalls Ungarisch sprechen. Es wird allerdings sofort zum Gebrauch der deutschen Sprache gewechselt, sobald jemand hinzukommt, der kein Ungarisch spricht, weil es nach Ansicht meiner Probandinnen „unhöflich“ wäre, weiterhin Ungarisch zu sprechen. Das unterstreicht einerseits die hohe

Bereitschaft zur Integration, die bei den Ungarn beobachtet werden kann. Sie wollen nicht als fremd angesehen werden oder gar mit „schlechten MigrantInnen“ in Verbindung gebracht werden, die sich nicht integrieren wollen. (vgl. Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 93; 72 f.) Auf der anderen Seite lässt sich feststellen, dass trotz der Dominanz der deutschen Sprache in nicht-privaten Bereichen, das Ungarische am Arbeitsplatz zumindest gelegentlich präsent ist. (vgl. ebd.: 53)

8.6.3. Verwendung im Bildungssystem

Auch im Bildungssystem spielt die ungarische Sprache in Österreich (zumindest außerhalb des Burgenlandes) keine Rolle (siehe Kapitel 5). Das verdeutlichen meine Probanden im Zuge der Befragungen ebenfalls. Sie bedauern diesen Umstand zwar, betonen aber, dass generell mehr Sprachenunterricht nicht schaden würde. Ihnen ist bewusst, dass sie eine Minderheitensprache sprechen, die wahrscheinlich nicht in jedem Beruf und in jedem Umfeld Vorteile bringt.

Da lediglich eine Probandin formellen Ungarischunterricht genossen hat, die Sprache aber dennoch bei allen erhalten blieb, lässt sich zusammenfassend feststellen, dass hier die Präsenz der nicht-dominanten Sprache im Bildungssystem (noch) nicht ausschlaggebend für eine positive sprachliche Identität ist.

Ich möchte damit aber nicht behaupten, dass eine bessere Verankerung der Minderheitensprachen im Bildungssystem nicht notwendig wäre. Es zeigt sich, dass die Verwendung zuerst in öffentlichen Bereichen zurückgeht und sich im privaten Umfeld am längsten halten kann. Ohne eine gewisse Wertschätzung von außen, die unter anderem durch eine Verankerung im Bildungssystem zum Ausdruck gebracht wird, ist eine Sprache dennoch gefährdet, weil vielleicht irgendwann die Frage nach dem Nutzen die Bereitschaft zur Weitergabe überlagern könnte.

8.7. ‚Spielen‘ mit der eigenen Mehrsprachigkeit

Der von Oppenrieder und Thurmair (2003) thematisierte Aspekt des ‚Spielens‘ mit der eigenen Identität, der ihrer Ansicht nach vor allem bei jüngeren Migrantinnengenerationen

auftritt, ist zwar eher eine Folge der positiven Identifikation als eine Voraussetzung, dennoch zeigt gerade diese Besonderheit im Umgang mit mehreren (Mutter-)Sprachen meiner Ansicht nach recht anschaulich, dass sich meine Probanden durchwegs positiv mit ihrer Mehrsprachigkeit auseinandersetzen.

Probandin 1 beispielsweise berichtet auf die Frage, mit wem sie denn nun Ungarisch spricht von ‚Spielsituationen‘ mit ihrer Schwester. Demnach findet sie es „witzig, wenn man sich entscheiden will ich jetzt Ungar sein oder Österreicher im Ausland“. Je nachdem wie diese Entscheidung ausfällt, sprechen die Schwestern Ungarisch oder Deutsch miteinander, aber „wenn wir in Ungarn Ungarisch sprechen ist es für uns trotzdem eine Rolle, es ist nicht natürlich, sondern wir spielen dann eine Rolle.“ Wie erwähnt bezeichnet sie auch Ereignisse im Zusammenhang mit ihren Freundinnen als „Spiel“.

8.8. Internet und Mobilität

Ein Grund dafür, dass meine Probandinnen nicht besonders gut über das ungarischsprachige Angebot in den österreichischen Medien Bescheid wissen, könnte meiner Ansicht nach auch mit dem Internet zusammen hängen. Es wurde mehrfach thematisiert eine bessere Repräsentation der Sprache in den Medien sei nicht unbedingt nötig, denn falls meine Probanden die ungarische Sprache lesen oder hören möchten, so haben sie im Internet die Möglichkeit, Nachrichten zu lesen oder Radio zu hören. Mann muss hierbei natürlich beachten, dass die Befragten im Alter zwischen 27 und 32 Jahren sind und in dieser Generation der Konsum von Nachrichten, Filmen usw. im Internet allgemein auf Kosten der ‚klassischen‘ Medien wie Print und Rundfunk geht. Deshalb sind diese Daten nicht rein im Bezug auf die ungarische Sprache zu werten sondern generell im Hinblick auf ein verändertes Medienkonsumverhalten.

8.9. Faktoren, die für eine positive Identität meiner Probandinnen den Ausschlag geben

8.9.1. Wertschätzung

Der für mich auffälligste Aspekt, der dazu führt, dass sich meine Probandinnen positiv mit ihrer eigenen Mehrsprachigkeit identifizieren, ist die Wertschätzung, sowohl ‚von innen‘, also durch die Sprecher selbst, als auch von außen gesehen.

Probandin 4 spricht diesen Faktor gleich mehrere Male direkt an. So erzählt sie, dass sie erst im Zuge eines langen Prozesses das Gefühl der Entwurzelung überwunden hat. Als sie begonnen hat Ungarisch zu studieren, wurde ihr immer mehr klar, dass sie eine Ressource zur Verfügung hat, weil sie zum ersten Mal unter Menschen war, „die mich und meine Sprachen geschätzt haben“. Auch im Bezug auf den ‚Marktwert‘ der ungarischen Sprache spricht sie von Wertschätzung. Zwar sei es auch wichtig, Sprachen mit größeren Sprecherzahlen zu erlernen, dennoch hat die Möglichkeit, Minderheitensprachen zu erlernen, große Bedeutung für deren Sprecherinnen, „damit man sich akzeptiert fühlt und respektiert“.

Wenn schon nicht direkt, so hatte ich auch bei den übrigen Probanden das Gefühl, dass sie gelegentlich zumindest indirekt Wertschätzung wahrnehmen. Proband 5 zum Beispiel ist ab seinem achten Lebensjahr mit beiden Sprachen aufgewachsen, dies wurde in seiner Familie einfach nicht thematisiert. Meiner Ansicht nach drückt auch diese Situation eine gewisse Wertschätzung durch die Eltern aus, die scheinbar keine negativen Konsequenzen der Mehrsprachigkeit für ihre Kinder befürchtet haben.

Auch Proband 2 berichtet indirekt von Wertschätzung innerhalb der Familie. Seinen Angaben nach „bemühen sich“ er und seine Mutter miteinander Ungarisch zu sprechen. Dies zeigt für mich, dass es ihnen wichtig ist, die Sprache weiterhin zu verwenden, weil sie diese als wichtigen Teil ihrer Identität wahrnehmen und schätzen.

Probandin 1 erfährt positive Gefühle gegenüber ihrer Sprachen von ihren Freundinnen. Sie erzählt, dass diese manchmal ungarische Wörter nachsprechen möchten und den Klang des

Ungarischen „witzig“ finden. Sie beschreibt diese Begebenheiten als „Spiel zwischen uns“. Die angesprochene Wertschätzung erfährt sie also dadurch, dass von außen Interesse an ihren Sprachkenntnissen besteht.

8.9.2. Entstehungsbedingungen – freiwillige und unfreiwillige Mehrsprachigkeit

In Bezug auf die Entstehungsbedingungen der Mehrsprachigkeit zeigte sich ebenfalls, dass es von außen gar nicht so einfach zu beurteilen ist, ob sich die Mehrsprachigkeit freiwillig oder unfreiwillig ergeben hat. Die eigene Wahrnehmung scheint hier wiederum eine spezielle Bedeutung zu haben.

Bei Probandin 1 und Proband 2 liegt eine freiwillige Mehrsprachigkeit vor. Sie sind beide in Österreich geboren und aufgewachsen, deshalb nennen sie auch beide sowohl Ungarisch als auch Deutsch ihre Muttersprachen. Ungarisch wurde einfach in der Familie gesprochen, außerhalb des engsten Familienkreises Deutsch, beides ohne Zwang sondern, wie ich den Eindruck gewonnen habe, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit. In weiterer Folge bezeichnen sie sich beide als österreichisch-ungarisch, die positiv bewertete Mehrsprachigkeit wirkt sich also auch zugunsten einer doppelten nationalen Identität aus.

Probandin 3 berichtet da schon eher von Unstimmigkeiten. Mit dem Umzug nach Ungarn war sie plötzlich mehr oder weniger gezwungen, die ungarische Sprache zu erlernen. Gleichzeitig erfuhr sie einen Druck, das Deutsche – zumindest in der Öffentlichkeit – hinten zu lassen, was sie als „einen Teil [...] verstecken“ empfand. Für sie ergab sich ihre Mehrsprachigkeit somit nicht freiwillig und daher tut sie sich auch schwerer, das Ungarische als Muttersprache zu bezeichnen.

Auch bei Probandin 4 entstand die Mehrsprachigkeit nicht freiwillig. Auch sie sah sich ganz plötzlich mit einer fremden Umgebungssprache und außerdem mit Diskriminierung konfrontiert. Deshalb war es auch, wie sie berichtet, ein Prozess, bis sie ihre Mehrsprachigkeit als Vorteil akzeptieren konnte. Sie erzählt, dass sie sich sehr lange entwurzelt gefühlt hat und sich teilweise sogar für ihre Herkunft geschämt hat. Erst durch

Wertschätzung von außen und aufgrund der eigenen Erkenntnis, dass sie eine Ressource zur Verfügung hat, konnte sie schließlich das Gefühl der Entwurzelung überwinden.

Proband 5 migrierte zwar erst im Volksschulalter mit seiner Familie nach Österreich und auch er sah sich plötzlich von einer fremden Sprache umgeben. Dennoch hatte ich bei ihm nicht das Gefühl, dass er seine Mehrsprachigkeit als erzwungen erachtet. Vielleicht liegt dies daran, dass er keinen Druck empfand, sich so schnell wie möglich anzupassen.

8.9.3. Status der Sprache

Im Bezug auf den Status der ungarischen Sprache stellte sich während meiner Befragungen heraus, dass der offizielle Status nicht ausschlaggebend ist. Meinen Probandinnen ist bewusst, dass das Ungarische in der Öffentlichkeit in Österreich kaum eine Rolle spielt. Über gesetzliche Bestimmungen bezüglich der Minderheitensprache sind sie kaum informiert und sie alle betonten, dass ihnen eine bessere Repräsentation oder gar gesetzliche Verankerung nicht besonders wichtig ist.

Weitaus wichtiger scheint in diesem Zusammenhang der wahrgenommene Status zu sein, nämlich jener, den sie selbst der Sprache zuschreiben. Ungarisch genießt bei meinen Probanden einen hohen Stellenwert als Familiensprache und auch – wie es Probandin 4 ausdrückt – als „Sprache des Herzens“. Auch andere positive Gefühle wie „geborgt“ sein oder sich „wohl fühlen“, „zu Hause sein“ (P 1) werden angesprochen. Einen besonderen Stellenwert genießt das Ungarische bei seinen Sprecherinnen in Wien also vor allem in seiner Rolle als Bindeglied zu Herkunft und Familie, zu den „Wurzeln“.

8.9.4. Gemeinsame Geschichte und Sonderstatus der Ungarn in Österreich

Aber nicht nur der Status der Sprache, auch jener der Einwanderergruppe an sich scheint bei den Ungarn ein ganz besonderer zu sein, zumindest in der Wahrnehmung meiner Probandinnen. Sie bescheinigen den Ungarn in gewisser Weise einen Sonderstatus, vor allem Proband 3 bringt dies für mich sehr schön auf den Punkt. Auf die Frage, ob er in Wien schon schlechte Erfahrungen gemacht hat, antwortet er: „ich finde Ungar zu sein hat jetzt

keine negative Konnotation wie andere Volkszugehörigkeiten, wo dann Leute schon eher irgendwas Blödes sagen.“ Nach Ansicht meiner Probandinnen hat dieser ‚Sonderstatus‘ der Ungarn in Österreich seinen Ursprung in der gemeinsamen Geschichte.

Auch laut einer Volksbefragung im Jahr 2000 sind die Ungarn in Österreich besser akzeptiert als andere Nationen. Eigenschaften wie „ehrlich“, „talentiert“ und „unternehmungslustig“ werden den Ungarn bescheinigt. Die Sprache wird von den Österreichern als schwierig und kaum zu erlernen bezeichnet. (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 7) Auch diesbezüglich deckt sich die Einschätzung meiner Probandinnen mit den Ergebnissen der Volksbefragung.

Unter anderem bei Giles und Kollegen (Kapitel 4.2.) wurde die Bedeutung der Geschichte hervorgehoben. Es gilt die Annahme, dass sich eine positiv wahrgenommene Geschichte günstig auf den Spracherhalt auswirkt. In Bezug auf die Ungarn in Österreich kommt nach Ansicht meiner Probanden der Geschichte – genauer gesagt der gemeinsamen Geschichte der beiden Länder – eine ganz besondere Bedeutung zu. Sie alle sprechen früher oder später im Gespräch die Zeit der k.u.k. Doppelmonarchie an.

Proband 2 beispielsweise nimmt ein „spezielles Naheverhältnis“ zwischen Österreichern und Ungarn wahr. Während der Monarchie und vor allem nach 1956, als viele Flüchtlinge aus Ungarn in Österreich untergekommen sind, herrschte große Solidarität, die seiner Ansicht nach bis heute spürbar ist. Auch Probandin 1 spricht von einem „Solidaritätsgefühl“ aufgrund der gemeinsamen Geschichte. Proband 5 wählt schließlich den ultimativen Weg, sich nicht auf eine Nationalismusdebatte einlassen zu müssen. Da er sich nicht entscheiden möchte, ob er nun eher Ungar oder doch eher Österreicher ist, sagt er selbst „ich bin ein Kind der Monarchie“. Auch bei ihm spielt die gemeinsame Geschichte eine Rolle, sogar in seiner Selbstwahrnehmung.

8.9.5. Gruppengröße und Verbreitung

Demografische Faktoren haben sich im Zuge meiner Befragungen als nicht ausschlaggebend herausgestellt. Meine Probandinnen haben eher wenige ungarischsprachige Freunde und nehmen auch nicht aktiv am kulturellen Leben (z.B. in Vereinen) teil.

Obwohl doch viele Ungarn in Wien leben, ergeben sich dem Anschein nach keine dichten Netzwerke, sodass es keine geschlossene und konzentrierte Gruppe gibt. Vielleicht resultiert dies auch daraus, dass mithilfe des Internet – wie meine Probandinnen auch angesprochen haben – die Verbindung zur Sprache ohne direkte persönliche Kontakte erleichtert wird.

Lediglich Probandin 3 spricht demografische Faktoren an und zwar im Zusammenhang mit ihren Überlegungen, ob es denn überhaupt sinnvoll ist, die ungarische Sprache zu erlernen. Ihrer Ansicht nach würde man etwa mit Türkischkenntnissen oder der Kenntnis einer Sprache aus der slawischen Sprachfamilie in Wien weitaus mehr Menschen erreichen als mit Ungarisch.

8.9.6. Mehrsprachigkeit in der Welt – Mehrsprachigkeit als Ressource

Eine weitere Möglichkeit eine positive Identifikation mit der eigenen Mehrsprachigkeit herbeizuführen, ist, die Sprachen als Ressourcen und als Zusatzqualifikation zu sehen. In Kapitel 3 der vorliegenden Arbeit wurde bereits angesprochen, dass sich der heutige „Weltbürger“ durch ein variables sprachliches Repertoire auszeichnet (vgl. Lüdi 1996, Oppenrieder/Thurmair 2003). Auch meine Probandinnen sprechen diesen Punkt an. Generell erachten sie das Erlernen von Sprachen als äußerst wichtig, da es den Horizont erweitert und vor allem auf der persönlichen Ebene eine Bereicherung darstellt.

Auch vom „Marktwert“ einer Sprache ist dabei die Rede. Probandin 3 beispielsweise spricht diesen Aspekt im Zusammenhang mit der Nützlichkeit der ungarischen Sprache an. Demnach würde sie aktuell anstelle eines Ungarisch-Kurses eher beispielsweise Türkisch lernen, da diese ihrer Ansicht nach momentan immer wichtiger werden. Aber auch sie betont schließlich, dass jede zusätzliche Sprache eine Bereicherung darstellt, ungeachtet ihres „Marktwertes“.

Natürlich gibt es Bereiche in der Wirtschaft (z.B. der Bankensektor), in denen Ungarisch aktuell gefragt sein könnte. Außerdem hat man nach Ansicht meiner Probandinnen mit Ungarisch eine Sprache zur Verfügung, die eben nicht jeder spricht. Andererseits stellen sie sich schon die Frage „wozu konkret“ man Ungarisch lernen sollte. Diese Frage stellt sich, weil ihnen bewusst ist, dass ihre Sprache keine ‚Weltsprache‘ ist und man beispielsweise mit Englisch (oder in Österreich mit Türkisch) viel mehr Menschen erreicht. Außerdem sprechen

– wie auch meine Probandinnen berichten – viele Ungarn sehr gut Deutsch, was wiederum auf das ausgeprägte Streben nach Integration und guten Deutschkenntnissen zurückzuführen ist.

8.10. Schlussbemerkungen und Ausblick

Die Adressaten, die im Zuge der Erhebungen des ELDIA-Projektes sowohl den ungarischen als auch den deutschen Fragebogen erhielten, kamen aus einem ca. 4500 Personen umfassenden Pool der Kulturvereine in Österreich. Da die Mitgliederlisten nur begrenzte Information beinhalteten, konnte keine Ausgeglichenheit bezüglich des Alters der Befragten erreicht werden. Aus der jüngsten Probandinnengruppe (18 – 29 Jahre) wurde kaum jemand befragt. (Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 17)

Umso spannender ist es meiner Ansicht nach, dass sich doch so einige Erkenntnisse der Studie mit meinen Ergebnissen decken, schließlich sind meine Probandinnen erst zwischen 27 und 32 Jahre alt. Eine Erkenntnis ist beispielsweise, dass Mehrsprachigkeit von den Ungarinnen generell als wichtig erachtet wird. Abgesehen davon, dass die Kenntnis mehrerer Sprachen eine Ressource darstellt, wird auch eine persönliche Bereicherung und ‚Horizontenerweiterung‘ thematisiert. Auch dass Ungarisch die Familiensprache schlechthin ist (obwohl es Unterschiede zwischen Wien und dem Burgenland gibt), ist sowohl bei meinen Probandinnen als auch bei Csiszár (2011) und bei Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss (2013) Thema. Ich hatte weiters schon lange das Gefühl, dass die Ungarn von den Österreichern irgendwie anders gesehen werden als andere Migrantengruppen. Diese Intuition wurde von meinen Probanden bestärkt, indem sie mir erzählten, dass auch sie einen ‚Sonderstatus‘ bzw. ein ‚geschichtliches Zusammengewachsen-Sein‘ wahrnehmen.

Auch wenn die Ungarn im Allgemeinen (natürlich mit Ausnahmen) nur wenig Feindseligkeit vonseiten der österreichischen Bevölkerung wahrnehmen, muss ihnen doch in Zukunft im Hinblick auf den Erhalt der ungarischen Sprache weit mehr Bedeutung zukommen. Vor allem im Bildungssystem, in den Medien und anderen öffentlichen Bereichen herrscht noch Aufholbedarf. Bedingt durch einen hohen Grad an sozialer Integration und einer „mangelnden Selbstinszenierung“ stehen die Ungarn in Österreich nur selten im Brennpunkt

der öffentlichen Aufmerksamkeit. (vgl. Berényi-Kiss, Laakso & Parfuss 2013: 6; siehe auch Csiszár 2011: 10)

Aus meiner Sicht ist die österreichische Politik gefordert, zunächst einheitliche Gesetze im Bezug auf Minderheiten zu erlassen, unabhängig davon, ob es sich um autochthone Minderheiten oder Einwanderer handelt und in welchem Bundesland sie leben. Auch vermehrte Verwendung des Ungarischen (und natürlich aller anderen Minderheitensprachen in Österreich) in den Medien wäre wünschenswert. Auf Dauer muss den Minderheitensprachen auch im Bildungssystem größere Bedeutung zuteil werden, einerseits, damit Migrantinnen sich und ihre Sprachen wertgeschätzt fühlen. Andererseits sollte der Erhalt der Sprachen nicht nur davon abhängen, ob sich Eltern dazu entscheiden, zuhause ihren Kindern Ungarisch beizubringen. Vielmehr sollte das Angebot, muttersprachlichen Unterricht zu erhalten, sowohl im Pflichtschulbereich als auch an höheren Schulen vorhanden sein und Menschen jeden Alters dazu motivieren, ihre sprachlichen Ressourcen zu nutzen.

Es ist nicht einfach, die Situation der ungarischen Einwanderer-Community zu erforschen. Im Vergleich zur autochthonen Minderheit, die doch in mehr oder weniger geschlossenen Sprachinseln lebt, sind die Mitglieder der Einwanderergruppe weit mehr verstreut. Auch die Bedingungen, unter denen sie nach Österreich gekommen sind und der Zeitpunkt, wann sie immigrierten, sind sehr unterschiedlich. Nicht zuletzt sind auch die Umstände, unter denen sie heute leben und in welchem Maß sie überhaupt mit der ungarischen Sprache in Berührung kommen, von einer großen Heterogenität geprägt.

Es wird daher für die Zukunft aus meiner Sicht interessant und wichtig sein, einen differenzierteren ‚Querschnitt‘ durch die Gruppe der in Österreich lebenden Ungarn zu ziehen, da es im Rahmen einer Masterarbeit leider nicht möglich ist, Menschen aller Altersgruppen, Bildungsstände, Bundesländer, Beschäftigungsverhältnisse etc. zu ziehen. Ich hoffe dennoch, im Zuge meiner Arbeit jene Aspekte aufgefunden und dargestellt zu haben, die für eine positive mehrsprachige Identität ausschlaggebend sind.

IV. Zusammenfassungen

IV.I. Zusammenfassung in deutscher Sprache

Die vorliegende Arbeit handelt vom Zusammenhang von Identität und Sprache. Konkret beschäftigt sie sich mit der Frage, wie die Sprache an der Ausbildung der Identität beteiligt ist. Die ersten beiden Kapitel versuchen daher zunächst zu klären, wie sich das Konzept der Identität überhaupt definieren lässt und wie Identität in Beziehung zu anderen Konzepten wie Sprache und Ethnizität steht.

Schon bei Personen, die in einem Land mit nur einer Sprache groß geworden sind, setzt sich die Identität aus vielen verschiedenen Aspekten (Wohnort, Arbeitswelt etc.) zusammen und ist daher äußerst komplex. Für Migranten und Migrantinnen gestaltet sich daher die Frage „Wer bin ich?“ oftmals noch weitaus komplexer. Fragen zum Status der (ethnischen) Gruppen und der Hierarchie der Sprachen spielen für Migranten oft eine größere Rolle, stellen sie doch in den meisten Fällen eine Minderheit im Zielland dar.

In gewisser Weise organisiert jede Person ihre Identität, indem sie verschiedenen Komponenten (wie z.B. Hautfarbe oder Sprache) unterschiedliche Bedeutung zuschreibt. Dabei entscheiden aber nicht immer materielle Bedingungen. Selbst wenn man im Zielland seinen Lebensunterhalt verdient, ist für die Identität die Bindung an die Herkunft ausschlaggebend. Für die persönliche Identität und damit die Einzigartigkeit eines Individuums ist also entscheidend, wie viel Bedeutung jeder einzelnen der Komponenten zukommt. (siehe Kapitel 1.2.)

In engem Zusammenhang mit der persönlichen Identität steht außerdem die kollektive Identität oder Gruppenidentität. Schließlich bezieht das Individuum Teile der Komponenten aus der Gesellschaft oder Gruppe, in der es aufwächst. Identifiziert sich das Individuum stark mit seiner (Minderheiten-)Gruppe, so werden letztlich auch jene Merkmale, die die Gruppe ausmachen und von anderen unterscheiden, zu wichtigen Identitätsmerkmalen für den Einzelnen. Die Sprache kann hier sowohl auf der individuellen als auch auf der

Gruppenebene zu einem effektiven Mittel der Angleichung oder Abgrenzung werden. (siehe Kapitel 1.2.1.)

Auch für die ethnische Identität kann Sprache eine entscheidende Rolle spielen. Prinzipiell zeichnet sich ethnische Identität durch das Gefühl und die Wahrnehmung gemeinsamer Merkmale aus. Oftmals ist Sprache gerade eines – wenn auch nicht zwingend das wichtigste – dieser Merkmale. Dies gilt besonders dann, wenn Sprache oder auch ein bestimmter Sprachstil bewusst eingesetzt wird, um sich mit der eigenen Gruppe zu solidarisieren oder sich von anderen Gruppen abzugrenzen. Auch die Symbolkraft von Sprache wird in diesem Zusammenhang angesprochen. Auch wenn manche Sprachen vielleicht gar nicht mehr aktiv in Verwendung sind, dienen sie ihren Sprechern dennoch als Verbindung zu Herkunft und damit assoziierten Werten. (siehe Kapitel 2.3.)

Für die Sprecher der Mehrheitssprache ist die Beziehung zwischen Sprache und Identität meist nicht so präsent wie für die Sprecher einer Minderheitensprache. Viele Mehrsprachige leben in kleineren, ‚bedrohten‘ Gruppen. Daraus ergibt sich ein Zusammenhang zwischen Mehrsprachigkeit und einem größeren Bewusstsein für Identitätsfragen.

Daher werden in dieser Arbeit auch verschiedene Dimensionen individueller und gesellschaftlicher Mehrsprachigkeit thematisiert und deren Auswirkungen auf eine identitätsbezogene Bewertung der Mehrsprachigkeit beschrieben.

Eine eindeutige Definition von Mehrsprachigkeit festzulegen ist kaum möglich, es gibt jedoch verschiedene Gesichtspunkte, nach denen eine Mehrsprachigkeitssituation beurteilt werden kann. Hierzu zählen beispielsweise auf der individuellen Ebene der Erwerbszeitpunkt (frühe Kindheit bis Erwachsenenalter), die Erwerbsmodalitäten (simultan oder sukzessive) oder der Grad der Kompetenz in beiden Sprachen. Auf der gesellschaftlichen Ebene ist besonders interessant, in welchen Funktionen die Sprachen zum Einsatz kommen und ob sie dabei in Konkurrenz stehen oder sich in ihrer Verwendung ergänzen.

In der Regel hat sich eine eher breite Definition durchgesetzt: als mehrsprachig sind Personen anzusehen, die mehr oder weniger regelmäßig in ihrem Alltag mehrere Sprachen verwenden und wenn nötig jederzeit von einer in die andere Sprache wechseln können. Eine

eher untergeordnete Rolle spielt es, ob beide Sprachen auf gleichem Niveau beherrscht werden. Auch meine mehrsprachigen Probandinnen bevorzugten diese breite Definition. (siehe Kapitel 3.1.)

Auch die Entstehungsbedingungen von Mehrsprachigkeit können sehr unterschiedlich sein. (siehe Kapitel 3.2.) Ob sie entscheidenden Einfluss auf die Identität von mehrsprachigen Personen haben, hängt wiederum stark von der jeweiligen Situation ab. Ein wichtiger Punkt ist, ob jemand freiwillig mehrsprachig ist (etwa wenn man aus freien Stücken in der Schule oder im Urlaub beispielsweise eine Fremdsprache lernt) oder aber von erzwungener Mehrsprachigkeit betroffen ist. Im Falle einer erzwungenen Mehrsprachigkeit kann es zu zwei Extrempolen identitätsbezogener Einstellungen kommen. Einerseits kann die Mehrsprachigkeit als Bedrohung wahrgenommen werden, als etwas, das Sicherheiten aufbricht, andererseits kann man sich trotzdem positiv damit identifizieren und gerade die Mehrsprachigkeit als wichtiges Merkmal der eigenen Identität ansehen. Im Zuge meiner Untersuchung hat sich herausgestellt, dass es gar nicht so leicht zu unterscheiden ist, ob eine freiwillige oder eine erzwungene Mehrsprachigkeit vorliegt. (siehe Kapitel 3.3.)

Eventuelle negative Begleiterscheinungen von Mehrsprachigkeit, wie etwa der Verlust einer Sprache zugunsten der anderen oder gar Persönlichkeitsstörungen resultieren keineswegs rein aus der Tatsache, dass jemand mehrsprachig ist. Vielmehr sind soziale Faktoren verantwortlich zu machen. Entscheidend ist, dass dem Individuum von der Gesellschaft Wertschätzung entgegengebracht wird. Damit erfolgreich eine zweite Sprache erlernt werden kann, muss mit beiden Sprachen eine positive Identifikation stattfinden. Um diese zu erreichen müssen beide Sprachen auch von der Gesellschaft akzeptiert und geschätzt werden. (siehe Kapitel 3.3.3.)

Ein weiterer Abschnitt der vorliegenden Arbeit beschäftigt sich mit der Situation und der Geschichte der Ungarn in Österreich (siehe Kapitel 5.1.). Die Ungarn leben weltweit unter verschiedenen Bedingungen, nämlich einerseits als regionale Minderheiten und andererseits als Einwanderer. Auch in Österreich sind beide Gruppen vorzufinden: die regionale Minderheit im Burgenland und die Einwanderer in den verschiedenen österreichischen Bundesländern. Regionale (autochthone) Minderheiten können beispielsweise dadurch

zustande kommen, dass sich Staatsgrenzen verschieben oder dass ganze Regionen militärisch erobert werden. Im Falle der Ungarn in Österreich und in anderen angrenzenden Staaten ergab sich ihre Situation als regionale Minderheit unter anderem im Zuge des Vertrags von Trianon aus dem Jahr 1920, durch den ein Drittel der Ungarn von einem Tag auf den anderen außerhalb des ungarischen Staatsgebietes lebte.

Unter anderem im Zuge von drei Einwanderungswellen (während und nach dem Zweiten Weltkrieg, nach der Ungarischen Revolution 1956 und schließlich nach 1989) kamen viele Ungarn nach Österreich, was dazu führte, dass die Ungarn heute auch als Einwanderer-Community vertreten sind. Da sie aber zu unterschiedlichen Zeiten und aus verschiedensten Gründen nach Österreich gekommen sind und außerdem bei der letzten Volkszählung im Jahr 2011 keine Daten zu ethnischer Zugehörigkeit und Sprachen erhoben wurden, ist es sehr schwierig festzustellen, wie viele Ungarn tatsächlich verstreut über ganz Österreich leben.

Bis dato konzentriert sich die Erforschung der Ungarn in Österreich hauptsächlich auf die autochthone Minderheit im Burgenland, Publikationen über die Ungarn in Wien und in anderen Regionen Österreichs sind wesentlich seltener. Die Ungarn stehen nur selten im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit, was daran liegen könnte, dass sie großen Wert auf Integration und solide Deutschkenntnisse legen. Sozialwissenschaftliche Forschung wird meist in Ungarn betrieben und auf Ungarisch publiziert und ist deshalb nicht leicht zugänglich. (siehe Kapitel 5.6.)

Für die Ungarn in Wien stellt die ungarische Sprache das wichtigste Merkmal für die (ethnische) Identität dar. Für die Ungarn im Burgenland hingegen ist sie nur *ein* Merkmal, aber nicht zwingend das wichtigste (siehe Kapitel 5.5.). Deshalb kommt dem Erhalt und der Weitergabe der ungarischen Sprache auch in der Hauptstadt größere Bedeutung zu. Aus diesem Grund werden Faktoren, die Spracherhalt hemmen oder begünstigen können, ebenfalls thematisiert. Neben demografischen Komponenten, wie die Anzahl der Sprecherinnen in einem bestimmten Gebiet und deren Verbreitung, spielen vor allem der Status der Minderheitensprache im Vergleich zu anderen Sprachen und ihre Repräsentation in öffentlichen Bereichen, in den Medien und im Schulsystem eine Rolle.

Am stärksten vertreten ist das Ungarische in Wien im Bereich der Familie und der Verwandtschaft. Zwar wird im Alltag oft auch innerhalb der Familie Deutsch gesprochen, weil meine Probanden und deren Angehörige Deutsch als Umgangssprache gewohnt sind, dennoch hat das Ungarische einen hohen Stellenwert als Familiensprache. Auch die Begründungen, warum Ungarisch auf jeden Fall innerhalb der Familie weitergegeben werden soll, gehen in diese Richtung, denn in erster Linie soll dadurch die Verbindung zu Familie und Herkunft gewahrt werden.

In öffentlichen Einrichtungen ist das Ungarische in Wien nicht präsent. Wie meine Probanden berichten, kommt man im Alltag nicht mit der Sprache in Berührung. Dass sie sich kaum vorstellen können, beispielsweise bei Behörden Ungarisch zu sprechen, liegt bestimmt einerseits daran, dass in Wien kaum Möglichkeit dazu besteht. Es könnte aber auch ein Zeichen dafür sein, dass eine positive Identifikation mit beiden Sprachen stattfindet und das Deutsche nicht die Identität bedroht, sondern in manchen Situationen eben dominant ist.

Gelegentlich sprechen die Befragten Ungarisch auch am Arbeitsplatz, allerdings nur dann, wenn man auf Kollegen oder Kolleginnen trifft, die ebenfalls Ungarisch sprechen. Es wird sofort zum Gebrauch der deutschen Sprache gewechselt, sobald jemand hinzukommt, der kein Ungarisch spricht, weil es als unhöflich gilt, weiterhin Ungarisch zu sprechen. Das unterstreicht die hohe Bereitschaft zur Integration, die bei den Ungarn beobachtet werden kann.

Auch im Bildungssystem spielt die ungarische Sprache in Österreich zumindest außerhalb des Burgenlandes keine Rolle. Im Burgenland ist der Unterricht in ungarischer Sprache gesetzlich verankert, in Wien hingegen gibt es keine derartige Regelung (siehe Kapitel 5.3.1.). Es zeigt sich, dass die Verwendung des Ungarischen zuerst in öffentlichen Bereichen zurückgeht und sich im privaten Bereich am längsten halten kann. Ohne eine gewisse Wertschätzung von außen, die unter anderem durch eine Verankerung im Bildungssystem zum Ausdruck gebracht wird, ist eine Sprache auf längere Sicht gefährdet, weil vielleicht irgendwann die Frage nach dem Nutzen die Bereitschaft zur Weitergabe überlagern könnte.

Dieser Aspekt wurde auch von meinen Befragten immer wieder explizit oder implizit thematisiert.

Schließlich habe ich versucht, jene Faktoren zu beschreiben, die für eine positive Identität meiner Probanden wichtig sind.

Im Bezug auf den Status der ungarischen Sprache stellte sich heraus, dass der wahrgenommene Status, also jener, den die Sprecher selbst der Sprache zuschreiben, wichtiger zu sein scheint, als der offizielle Status. Ungarisch genießt bei meinen Probanden einen hohen Stellenwert als Familiensprache und als „Sprache des Herzens“. Vor allem als Bindeglied zur Herkunft, zu den „Wurzeln“ spielt das Ungarische eine große Rolle.

Nicht nur der Status der Sprache, sondern auch jener der Einwanderergruppe scheint bei den Ungarn ein eher außergewöhnlicher zu sein. Nach Ansicht meiner Probandinnen hat dieser Sonderstatus seinen Ursprung in der gemeinsamen Geschichte. Auch eine Volksbefragung im Jahr 2000 zeigte, dass die Ungarn in Österreich besser akzeptiert sind als andere Nationen. Eigenschaften wie „ehrlich“, „talentiert“ und „unternehmungslustig“ werden den Ungarn bescheinigt. (siehe Kapitel 8.9.4.)

Demografische Faktoren haben sich als nicht ausschlaggebend herausgestellt. Obwohl doch viele Ungarn in Wien leben, ergeben sich dem Anschein nach keine dichten Netzwerke, sodass es keine geschlossene und konzentrierte Gruppe gibt. Vielleicht resultiert dies auch daraus, dass mithilfe des Internet die Verbindung zur Sprache ohne direkte persönliche Kontakte erleichtert wird.

Eine weitere Möglichkeit eine positive Identifikation mit der eigenen Mehrsprachigkeit herbeizuführen, ist, die Sprachen als Ressourcen und als Zusatzqualifikation zu sehen. In Zusammenhang mit der Bewertung von Mehrsprachigkeit wurde angesprochen, dass sich der ‚Weltbürger‘ durch ein variables sprachliches Repertoire charakterisiert (siehe Kapitel 3.3.). Auch meine Probandinnen sprechen diesen Punkt an. Zusätzlich erachten sie das Erlernen von Sprachen als äußerst wichtig, da es den Horizont erweitert und vor allem auf der persönlichen Ebene eine Bereicherung darstellt.

Es ist nicht einfach, die Situation der ungarischen Einwanderer-Community in Wien zu erforschen. Im Vergleich zur autochthonen Minderheit, die doch in mehr oder weniger geschlossenen Sprachinseln lebt, sind die Mitglieder der Einwanderergruppe weit mehr verstreut. Auch die Bedingungen, unter denen sie nach Österreich gekommen sind und der Zeitpunkt, wann sie immigrierten, sind sehr unterschiedlich. Nicht zuletzt sind auch die Umstände, unter denen sie heute leben und in welchem Maß sie überhaupt mit der ungarischen Sprache in Berührung kommen, von einer großen Heterogenität geprägt.

IV.II. Összefoglalás (Zusammenfassung in ungarischer Sprache)

A jelen dolgozat a nyelv és az identitás összefüggéséről szól. Konkrétan arra a kérdésre próbál meg választ adni, hogy mi a nyelv szerepe az identitás fejlődésében. Azért az első fejezet az identitás definíciójával foglalkozik. A második fejezet ezenkívül a nyelv és az identitás kapcsolatjáról szól, míg a harmadik fejezet az etnikai hovatartozás kapcsolatjával foglalkozik.

Akkor is, ha egy személy csak egy országban és csak egy nyelvvel nőtt fel, az identitásának különféle komplex aspektusa van. Azok például a családi kapcsolatok, a baráti kör, az iskola stb. A migránsoknak azonkívül az a kihívásuk, hogy egy idegen nyelvvel és más gondolkodásmóddal szembekerüljenek és ezeket az identitásukkal egyesíteni kell. Ezért itt még komplexusabb az identitási kérdés: „Ki vagyok ÉN?”. A nyelvek hierarchiája és kérdések az etnikai csoportok státuszához sokszor a migránsoknak nagyobb szerepet játszanak, mert a legtöbb esetben a célországban a migránsok egy kisebbség.

Bizonyos értelemben mindegyik személy saját identitását szervezi, aszerint ahogy a különböző komponens jelentését (mint például bőrszín vagy nyelv) tulajdonítja. Fontos megemlíteni hogy nemcsak ökonómiai feltételek határozzák meg az identitást, hanem a kötöttség a szülőföldhöz is. A személyi identitásnak és az egyéni egyedülállóságnak meghatározó, hogy mennyi jelentősége van mindegyik egyes komponensnek.

Az individuális identitás összefügg a társadalmi identitással, ugyanis az egyén kiveszi az identitási komponenseket a társadalomból amelyikben felnőtt. Ha az egyén erősen azonosul a (kisebbségi)csoportjával, akkor ezeket az ismertetőjeleket, amik a csoportnak a lényegét alkotják, az egyén is fontosnak tartja. Sokszor éppen a nyelv nagyon fontos szerepet játszik az identitási folyamatban és az etnikai azonosításban. A nyelvi jellemzővel lehet vagy hovatartozást jelezni vagy lehet elhatárolni más csoporttól.

A nyelv az etnikai identitásnak is egy döntő szerepet játszhat. Alapvetően az etnikai identitás az érzékek közös ismertetőjeleivel kitűn. Sokszor a nyelv az etnikai identitás legfőbb eleme, sőt nem szükségszerűen a legfontosabb. Mindenekelőtt fontos, ha a kisebbségi nyelv beszélője szándékosan használja a nyelvét, hogy azonosuljon a csoportjával vagy

elhatároljon más csoporttól. Ebben az összefüggésben különös a nyelv szimbolikus jelentősége. Akkor is ha egy nyelv talán már nem is lesz használva aktívan, a beszélőinek mégis összekötöttést jelent a származásokkal és azzal asszociált értetekkel.

A többségi nyelv beszélőinek az összefüggés a nyelv és az identitás közt nincs olyan jelen mint a kisebbségi nyelv beszélőinek. Sok többnyelvű kis és fenyegetett csoportban él. Ebből a többnyelvűség és a nagyobb identitási öntudat közt összefüggés következik.

Ezért a jelen dolgozatban többféle egyéni és társadalmi többnyelvűségi dimenziójáról van szó. Ezenkívül a dolgozat a többnyelvűség kihatásáról és az identitással kapcsolatos megítéléséről beszámol.

Alíg lehetséges egyértelmű definíciót a többnyelvűségről megállapítani, de vannak különböző szempontok, amelyek szerint többnyelvűségi szituációk lehet megítélni. Azok a szempontok például az elsajátítás ideje (kórai gyerekségtől felnőttkorig), az elsajátítási mód (szimultán vagy fokozatos) és a kompetencia a két nyelvben. A társasági szinten különösen érdekes, hogy a nyelvek melyik funkcióban vannak használatban és hogy állnak versenyben vagy hogyan kiegészítik egymást a használatban.

Általában egy széles definíció érvényesült: akkor egy személy többnyelvű, ha a mindennapokban többé-kevésbé alkalmazik több nyelvet és ha szükséges, egy nyelvből a másikba váltani tudnak. Nem olyan fontos, hogy mint két nyelv ugyanazon a szinten lesz használva. A többnyelvűek, akik részt vettek a kutatásomban, előnyben részesítik ugyanezt a széles definíciót. A többnyelvűség keletkezési feltételei nagyon különbözhetnek. Erősen a szituációtól függ, hogy a keletkezési feltételek döntő kihatással vannak a többnyelvű személyek identitására.

Fontos megállapítani, hogy önkéntes (például ha valaki önszántából nyelveket tanul az iskolában, a szabadságban stb.) vagy nem önkéntes illetve erőltetett a többnyelvűség. Ha erőltetett a többnyelvűség, akkor két szélsőséges eset lehetséges. Egyfelől lehetséges hogy a többnyelvű szerint egy fenyegetés vagy valami ami bizonyosságot elpusztít. Másfelől az egyén mégis azonosulhat a kétnyelvűségével és úgy képes mint a két nyelv fontosnak tartani a saját identitásának. A kutatásom folyamán kiderült, hogy nem egyszerűen megállapítható, hogy önkéntes vagy erőltetett a többnyelvűség.

A többnyelvűség esetleges negatív kísérő körülményei, mint például egy nyelv vesztetése más nyelv javára vagy személyiségzavarok nemcsak azért jelentkeznek, mert többnyelvű a személy. Sokkal inkább társadalmi tényezők döntő szerepet játszanak. Meghatározó hogy a társadalom nagyrabecsülést mutat-e a többnyelvű egyén iránt. Az egyénnek fontos mind a két nyelvvel azonosulni, hogy más nyelvet sikeresen tanulnia meg. A pozitív azonosítás elérésének fontos, hogy a társadalom elfogadja és értékeli mind a két nyelvet.

A jelen dolgozat más fejezete az Ausztriában élő magyarok szituációval és történetével foglalkozik. A magyarok világszerte különböző körülményekben élnek, vagy őshonos kisebbségi csoportokban vagy migráns eredetű közösségekben. Ausztriában is mind a két csoport megtalálható: az őshonos magyar kisebbség Burgenlandban és a migránsok különféle ausztriai tartományokban.

Őshonos kisebbségek azért létrejönnek, mert például államhatárok megváltoznak vagy mert egész területet meghódítanak. Ausztria és határos államai esetében az őshonos magyar kisebbség többek között a trianoni egyezmény folyamán alakult. A magyar népesség egyharmada hirtelen a magyar államhatáron kívül élt.

Többek között három bevándorlási hullám folyamán (a második világháború alatt és utána, a '56-os magyar forradalom után és végül 1989 után) a magyarok Ausztriába jöttek és ezért mostanában magyar migránsok is megtalálhatók.

Elég nehéz megalapítani, hogy jelenleg hány magyar eredetű vagy magyarul beszélő személy él Ausztriában, mert nagyon különböző a migráció ideje és oka és ezenkívül a 2011-es ausztriai népszámlálás folyamán nem gyűjtöttek adatokat az etnikai hovatartozásról vagy a nyelvek használatáról.

Eddig az ausztriai magyarokkal kapcsolatos kutatás főleg a burgenlandi őshonos kisebbségre koncentrált. A bécsi és az Ausztria más területein élő magyarokról szóló szakirodalom lényegesen ritkább. Az Ausztriában élő magyarok általában ritkán állnak az érdeklődés középpontjában, talán mert nagy súlyt helyeznek a német nyelvtudásra és az integrációra. Az ausztriai magyarokról szóló publikációk nagy része magyar nyelven vagy Magyarországon jelent meg és azért elég nehéz befogadható mindenkinek, aki nem beszél magyarul.

A bécsi magyarok számára a magyar nyelv az etnikai identitás legfőbb eleme. A burgenlandi őshonos kisebbségnek az anyanyelvük csak egy hovatartozási jellemző, sőt nem a legfontosabb. Ezért a bécsi magyarok számára fontosabb az anyanyelvük megtartása és továbbadása mint a burgenlandi magyarok számára.

Ezért a következő fejezetben ezekről a tényezőkről lesz szó, amelyek meghatározók a nyelvmegtartás előmozdításának vagy veszélyeztetésének. Azok a tényezők például demográfiai komponensek, mint a beszélők száma bizonyos területen vagy a terjedése. Főleg viszont döntő a kisebbségi nyelv státusza más nyelvekhez képest és a képviselése a nyilvános területen, a médiában és az oktatási rendszerben.

Bécsben a magyar nyelv főleg a családi körben nagyon fontos szerepet játszik. A hétköznapi sokszor a családon belül németül is beszélnek, mert a megkérdezettek és a hozzátartozói hozzászóltak a német köznyelvhez. Mégis említésre méltó a magyar státusza mint családi nyelv. Azt is említették, amikor azt kérdeztem hogy miért fontos a nyelv generációk közötti továbbadása. Főleg a továbbadás fontos a megkérdezetteknek, a gyermekeik nyelv megtartása és a kapcsolatok a rokonsággal és a szülőfölddel.

A bécsi nyilvános (és hivatalos) színtereken nem jelen a magyar nyelv. A személyek, akik részt vettek a kutatásomban, elmondtak hogy a köznapjaikban soha nem kerülnek kapcsolatban a magyar nyelvvel. Nem is tudják elképzelni a magyar használat hivatalos színtereken, például hatóságokban. Ennek a ténynek szerintem két oka van: egyrészt általában nem lehetséges magyarul beszélni a bécsi hivatalos színtereken. Másrészt azt mutatja, hogy a megkérdezettek mint a két nyelvvel pozitívan azonosulnak és hogy a német nem veszélyezteti az identitását, hanem bizonyos szituációkban már csak domináns.

Alkalmanként a munkahelyükön is beszélnek magyarul, de csak akkor ha más magyar beszélővel futnak össze. Mindjárt a német nyelv használatára váltanak, ha a csoportjukban csak egy személy van, aki nem magyar beszélő, mert szerintük elég udvariatlan lenne továbbra is magyarul beszélni. Szerintem az hangsúlyozza, hogy nagy a készségük jó integrációra, amely általában nagyon fontos az Ausztriában élő magyaroknak.

Az osztrák oktatási rendszerben a magyarnak csak marginális szerepe van, legalábbis a Burgenlandon kívül. Burgenlandban a magyar nyelv oktatását törvény határozza meg, Bécsben viszont nincsen olyan szabályozás. Mutatkozik, hogy Bécsben a magyar nyelv használata először csökken a nyilvános vagy hivatalos színtereken. Hosszabban lesz használva a családi és baráti körben, illetve privát színtereken.

Ha nincs nagyrabecsülése a kisebbségi nyelveknek (mint például a használat meghatározása az oktatási rendszerben), akkor hosszú távra súlyosan veszélyeztetettek, mert valamikor talán az a kérdés hogy van-e haszna kisebbségi nyelveket használni és továbbadni. A megkérdezettek is újra meg újra expliciten vagy impliciten hangsúlyozták a nagyrabecsülés fontosságát.

Végül más tényezőkről van szó, amik a legfontosabbak a többnyelvű megkérdezettek pozitív azonosításának.

A magyar nyelv státuszra vonatkozóan kiderült, hogy a státusz amelyet a beszélők tulajdonítják a nyelvének fontosabb mint a hivatalos státusza. Különös a magyar nyelv fontossága mint családi nyelv vagy „a szív nyelve”. Mindenekelőtt döntő szerepet játszik a származással kapcsolatban.

Nemcsak a nyelv státusza, hanem a magyar nép státusza is látszólag különös Ausztriában. A megkérdezettek szerint ez a különleges helyzet eredete a közös osztrák-magyar történelem. A 2000-es Gallup Közvélemény-kutatás ezt mutatta meg, hogy a magyaroknak nagyobb popularitása Ausztriában mint más nemzeteknek. Az osztrákok szerint a magyarok őszinték, tehetségesek és vállalkozó szelleműek.

Demográfiai tényezők nem kiderültek meghatározók. Nem olyan alacsony a bécsi magyarok száma, ennek ellenére úgy tűnik, hogy nincs sűrű hálózatuk és nem zártkörű a csoport. Talán a személyes hálózatok lazasága ebből következik, hogy az internet segítségével manapság könnyebben maradnak kapcsolatban a nyelvvel és az eredettel.

Más szempont amely a többnyelvűséggel pozitív azonosítást támogatja az a nyelvek elismerése mint kommunikatív forrás és pótlólagos szakképzettség. A többnyelvűség értékelése kapcsolatjában arról volt szó, hogy a „világpolgár”-nak változtatható a nyelvi repertoárja. A megkérdezettek is erről beszámoltak. Továbbá azért fontosnak tartják a

nyelvek elsajátítását mert tágítja a látókört és mert mindenekelőtt a személyes szinten egy gazdagítás.

Nem egyszerű vállalkozás a bécsi magyar migráns csoport szituációjának kutatása. Az őshonos kisebbséghez képest, amely többé-kevésbé „zárt” nyelvi szigeteket alkot, a migráns csoport tagjai nem élnek zártkörű közösségekben. Ezenkívül nagyon különbözők az érkezésének feltételei és időpontjai. Nem utolsósorban elég heterogének a körülmények, amelyben manapság élnek Ausztriában. Nehéz is megállapítani milyen mértékben maradnak kapcsolatban a magyar nyelvvel.

V. Abstract

Die vorliegende Arbeit handelt vom Zusammenhang von Identität und Sprache und zwar stellt sie sich konkret die Frage, welchen Anteil die Sprache an der Ausbildung der Identität hat. Es soll daher geklärt werden, wie sich das Konzept der Identität definieren lässt und wie es in Beziehung zu anderen Konzepten wie Ethnizität und Gesellschaft zu bringen ist. Für die Sprecherinnen einer Minderheitensprache stellt sich die Herausbildung einer harmonischen Identität oftmals als sehr schwierig heraus, da sie verschiedene Lebenswelten in ihre Identität integrieren müssen. Auch können die Gründe und Erscheinungsformen von Mehrsprachigkeit sehr vielschichtig sein und umso komplexer gestaltet sich der Zusammenhang zwischen Sprache und Identität. Die Ungarn im Burgenland und in Wien hatten sehr lange unterschiedlichen juristischen Status in Österreich. Während die Burgenländer Ungarn seit 1976 eine offizielle autochthone Minderheit darstellen, wurden die Ungarn in Wien erst 1992 offiziell als Teil der ungarischen Minderheit anerkannt. Durch die Anerkennung stehen ihnen gewisse Rechte zu, die allerdings aufgrund der Lücken in der österreichischen Minderheitenpolitik nur sehr sporadisch und willkürlich Anwendung finden. Die Situation der Ungarn im Burgenland ist bis dato Thema einiger wichtiger Abhandlungen, Publikationen über die in Wien lebenden Ungarn finden sich wesentlich seltener. Es wird daher versucht zu klären, wie sich der Prozess der Identitätsfindung bei den Ungarn und Ungarinnen, die in Wien leben, gestaltet. Ziel der vorliegenden Arbeit ist schließlich herauszufinden, von welchen Faktoren es abhängt, ob eine positive Identifikation sowohl mit dem Herkunftsland als auch mit dem Zielland und den beteiligten Sprachen gelingt.

VI. Anhänge

Anhang 1: Gesprächsleitfaden

SPRACHGEBRAUCH

- Was bedeutet für dich Mehrsprachigkeit? Wer ist für dich mehrsprachig?
- Welche würdest du als deine Muttersprache(n) bezeichnen? Warum? Welche Sprache sprichst/schreibst du besser, in welcher Sprache träumst oder fluchst du beispielsweise?
- Mit wem sprichst du diese Sprache bzw. welche Sprache(n) sprichst du mit deinen Eltern und Geschwistern/Verwandten/engen Freunden?
- Welche Sprachen hast du in der Schule gelernt? Hattest du formellen Ungarischunterricht oder hast du die Sprache lediglich zu Hause erlernt?
- Wie denkst du allgemein über Sprachunterricht und Sprachenlernen? Ist es schwierig/leicht, wichtig/unnütz,... Sprachen zu lernen?
- Gibt es Situationen, in denen du ausschließlich Ungarisch oder Deutsch sprichst (z.B. im Freundeskreis, in der Familie, in der Öffentlichkeit, an der Uni)? Hast du beruflich mit Sprachen zu tun oder hast du sprachbezogene Hobbies (Lesen, Schreiben, Theater...)?

EINSTELLUNGEN

- Wer ist für dich eine richtige Ungarin/ein richtiger Ungar? Wodurch drückt sich das aus?
- Woran merkt man, ob jemand ‚gut‘ Ungarisch bzw. Deutsch spricht?
- Ist Ungarisch deiner Meinung nach eine schöne Sprache? Ergeben sich Vorteile durch deine Mehrsprachigkeit bzw. deine Ungarischkenntnisse? Oder sind andere Sprachen (z.B. Englisch) aus deiner Sicht wichtiger?
- Ist es wichtig, dass die ungarische Sprache weitergeben und gefördert wird?
- Wie wird deiner Ansicht nach das Ungarische von Österreichern bewertet (schön/hässlich; nützlich/unnütz,...)?

REPRÄSENTATION DES UNGARISCHEN IN ÖSTERREICH

- Ist die ungarische Sprache in Österreich gut repräsentiert, z.B. in den Medien, in der Schule, in öffentlichen Institutionen? Warum/warum nicht?
- Würdest du dir mehr Angebot wünschen (z.B. Fernsehsendungen, Kulturangebote, Veranstaltungen)?

PERSÖNLICHKEIT/IDENTITÄT

- Bezeichnest du dich selbst als mehrsprachig? Worin drückt sich deine Mehrsprachigkeit aus?
- Würdest du dich als Ungar/in bezeichnen? Oder als Österreicher/in? Warum?
- Fühlst du dich manchmal entwurzelt? Hast du je schlechte Erfahrungen mit deiner Mehrsprachigkeit/Mehrkulturalität gemacht?
- Hast du selbst den Wunsch, die ungarische Sprache weiterzugeben (z.B. an deine Kinder)?

Anhang 2: Einverständniserklärung

Hiermit stimme ich einer Befragung im Zuge der Masterarbeit zum Thema „Sprache und Identität bei den Ungarn in Österreich“ zu. Das Interview wird mittels Diktiergerät aufgezeichnet, die Aufnahmen werden keinesfalls an Dritte weitergegeben oder für einen anderen als den angegebenen Zweck verwendet.

Über Inhalt und Forschungszweck der Arbeit wurde ich von der Verfasserin hinreichend informiert, weitere Fragen wurden zu meiner Zufriedenheit beantwortet.

Ich stimme der Verwendung meiner personenbezogenen Daten zu, diese erfolgt in der Arbeit in anonymisierter Form, es werden keine Namen veröffentlicht.

Ich habe jederzeit das Recht, ohne die Angabe von Gründen die Beantwortung einer Frage zu verweigern oder das Interview abubrechen. Die Teilnahme erfolgt auf freiwilliger Basis und das Verweigern von Antworten oder der Abbruch des Interviews zieht keine Konsequenzen nach sich.

Wien, am _____

Unterschrift der Probandin/des Probanden

VII. Literaturverzeichnis

Baumgartner, Gerhard (2003): Volksgruppenpolitik – Politik der Volksgruppen 1945 – 1999. In: Rindler Schjerve, Rosita/Nelde, Peter H. (Hrsg.): Der Beitrag Österreichs zu einer europäischen Kultur der Differenz: sprachliche Minderheiten und Migration unter die Lupe genommen. St. Augustin: Asgard-Verl. S. 77 – 129

Bausinger, Herman (1999): Intercultural Demands and Cultural Identity. In: Vestergaard, Torben (Hrsg.): Language, Culture and Identity. Aalborg: Aalborg Univ. Press. S. 11 – 23

Berényi-Kiss, Hajnalka/Laakso, Johanna/Parfuss, Angelika (2013): Ungarn in Österreich – Zusammenfassung der ELDIA Fallstudie. (Studies in European Language Diversity 22.2.) Mainz [u.a.]: ELDIA. <http://phaidra.univie.ac.at/o:308809>

Bodó, Csanád (2005): Hungarian in Austria. In: Fenyvesi, Anna (Hrsg.): Hungarian language contact outside Hungary: studies on Hungarian as a minority language. Amsterdam [u.a.]: Benjamins. S. 241 – 263

Csiszár, Rita (2011): Hungarian in Austria: an overview of a language in context. (Working Papers in European Language Diversity 1.) Mainz [u.a.]: ELDIA. <https://phaidra.univie.ac.at/o:80724>

Edwards, John R. (1977): Ethnic Identity and Bilingual Education. In: Giles, Howard (Hrsg.): Language, Ethnicity and Intergroup Relations. London [u.a.]: Academic Press [u.a.]. S. 253 – 282

Edwards, John R. (2009): Language and Identity: an Introduction. 1.publ. New York [u.a.]: Cambridge Univ. Press

Extra, Guus/Gorter, Durk (2008): The constellation of languages in Europe. In: Extra, Guus/Gorter, Durk (Hrsg.): Multilingual Europe: facts and policies. Berlin [u.a.]: Mouton de Gruyter. S. 3 – 60

Fenyvesi, Anna (2005): Introduction. In: Fenyvesi, Anna (Hrsg.): Hungarian language contact outside Hungary: studies on Hungarian as a minority language. Amsterdam [u.a.]: Benjamins. S. 1 – 9

Fishman, Joshua A. (1977): Language and Ethnicity. In: Giles, Howard (Hrsg.): Language, Ethnicity and Intergroup Relations. London [u.a.]: Academic Press [u.a.] S. 15 – 57

Gal, Susan (1979): Language Shift: Social Determinants of Linguistic Change in Bilingual Austria. New York, San Francisco, London: Academic Press

Gal, Susan (2008): Hungarian as a minority language. In: Extra, Guus/Gorter, Durk (Hrsg.): Multilingual Europe: Facts and Policies. Berlin/New York: Mouton de Gruyter. S. 207-232

Giles, Howard; Bourhis, Richard Y. & Taylor, Donald M. (1977): Towards a Theory of Language in Ethnic group relations. In: Giles, Howard (Hrsg.): Language, Ethnicity and Intergroup Relations. London [u.a.]: Academic Press [u.a.]. S. 307 – 348

Giles, Howard/Byrne, Jane L. (1982): An intergroup approach to second language acquisition. In: Journal of Multilingual and Multicultural Development. Vol. 3, No. 1, 1982. S. 17 – 40

Giles, Howard/Johnson, Patricia (1984): The Role of Language in Ethnic Group Relations. In: Turner, John C.; Giles, Howard (Hrsg.): Intergroup behaviour. Reprint. Oxford: Blackwell. S. 199 – 243

Gumperz, John J. (1975): Sprache, lokale Kultur und soziale Identität. Theoretische Beiträge und Fallstudien. 1. Aufl. Düsseldorf : Schwann

Haarmann, Harald (1996): Identität. In: Goebel, Hans: Kontaktlinguistik: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1.Halbband. Berlin [u.a.]: de Gruyter. S. 218 – 232

Hamers, Josiane/Blanc, Michel (2000): Bilinguality and bilingualism. 2. ed. Cambridge [u.a.]: Cambridge Univ. Press

Heller, Monica (1987): Language and Identity. In: Ammon, Ulrich; Dittmar, Norbert; Mattheier, Klaus (Hrsg.): Soziolinguistik – ein internationales Handbuch von Sprache und Gesellschaft. Berlin: De Gruyter. Erster Halbband. S. 780–784

Jenkins, Richard (2008): Social Identity. 3rd edition. London [u.a.]: Routledge

Joseph, John Earl (2004): Language and Identity: national, ethnic, religious. 1.publ. Basingstoke [u.a.]: Palgrave Macmillan

Kremnitz, Georg (1995): Dimensionen und Dynamik kollektiver Identitäten: Beispiele aus dem okzitanischen und katalanischen Sprachgebiet. In: Haarmann, Harald (Hrsg.): Europäische Identität und Sprachenvielfalt. Tübingen: Niemeyer. S. 67 – 87

Kretschmer, Wolfgang (1995): Identität. In: Brunner, Reinhard/Kausen, Rudolf/Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. 2., neubearbeitete Auflage. München [u.a.]: Reinhardt. S. 242 – 244

Le Page, Robert B./Tabouret-Keller, Andrée (1982): Models and Stereotypes of Ethnicity and of Language. In: Journal of Multilingual and Multicultural Development. Vol. 3, No. 3, 1982. S. 161 – 192

Le Page, Robert B./Tabouret-Keller, Andrée (1985): Acts of identity: Creole-based approaches to language and ethnicity. Cambridge [u.a.]: Cambridge Univ. Press

Liebkind, Karmela (1999): Social Psychology. In: Fishman, Joshua A. (Hrsg.): Handbook of Language and Ethnic Identity. New York, Oxford: Oxford University Press. S. 140 – 151

Lüdi, Georges (1996): Mehrsprachigkeit. In: Goebel, Hans: Kontaktlinguistik: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1.Halbband. Berlin [u.a.]: de Gruyter. S. 233 – 245

Milroy, Lesley (1982): Language and group identity. In: Journal of Multilingual and Multicultural Development. Vol. 3, No. 3, 1982. S. 207 – 216

Oppenrieder, Wilhelm/Thurmair, Maria (2003): Sprachidentität im Kontext von Mehrsprachigkeit. In: Janich, Nina (Hrsg.): Sprachidentität - Identität durch Sprache. Tübingen: Narr. S. 39 – 60

Rindler Schjerve, Rosita/Weber, Peter J. (2003): Schlussfolgerungen. In: Rindler Schjerve, Rosita/Nelde, Peter H. (Hrsg.): Der Beitrag Österreichs zu einer europäischen Kultur der Differenz: sprachliche Minderheiten und Migration unter die Lupe genommen. St. Augustin: Asgard-Verl. S. 268 – 270

Romaine, Suzanne (1995): Bilingualism. 2. ed., Reprint. Oxford [u.a.]: Blackwell

Ross, Jeffrey A. (1979): Language and the Mobilization of Ethnic Identity. In: Giles, Howard/Saint-Jacques, Bernard (Hrsg.): Language and Ethnic Relations. Oxford [u.a.]: Pergamon Press. S. 1 – 13

Skutnabb-Kangas, Tove (1981): Bilingualism or not: the education of minorities. Clevedon [u.a.]: Multilingual Matters

Skutnabb-Kangas, Tove (1999): Education of Minorities. In: Fishman, Joshua A. (Hrsg.): Handbook of Language and Ethnic Identity. New York, Oxford: Oxford University Press. S. 43 – 59

Tabouret-Keller, Andrée (1997): Language and Identity. In: Coulmas, Florian (Hrsg.): The handbook of Sociolinguistics. 1. publ. Oxford [u.a.]: Blackwell. S. 315 – 326

Tajfel, Henri (1974): Social Identity and Intergroup Behaviour. in: Social Science Information, 13, (2), S. 65 – 93

Tajfel, Henri/Turner, John C. (1979): An Integrative Theory of Intergroup Conflict. In: Austin, William G./Worchel, Stephen (Hrsg.): The social psychology of intergroup relations. Monterey, CA: Brooks/Cole. S. 33 – 47

Thim-Mabrey, Christiane (2003): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Janich, Nina (Hrsg.): Sprachidentität - Identität durch Sprache. Tübingen: Narr. S. 1 – 18

Zwitter, Deva (2012): Legal and Institutional Framework Analysis: Hungarian in Austria. (Working Papers in European Language Diversity 13.) Mainz [u.a.]: ELDIA. <http://phaidra.univie.ac.at/o:105397>

Online-Quellen:

Dokument: „Statistische Daten aus der Sozialversicherung - Beschäftigte in Österreich - März 2014“:

<http://www.hauptverband.at/portal27/portal/hvbportal/content/contentWindow?contentid=10007.693676&action=2&viewmode=content> (letzter Zugriff: 7.5.2014)

Liste von Schulen in Niederösterreich, an denen 2004/2005 über das Projekt USiS Ungarisch als Wahlpflichtfach bzw. Freifach angeboten wurde:

<http://www.usis.at/schulenliste.html> (letzter Zugriff: 7.5.2014)

VIII. Curriculum Vitae

Persönliche Informationen

Name	Marion Göls
Akademischer Grad	Bakk. phil. BA
Geburtsdatum	29. Juli 1986 in Melk an der Donau

Schulbildung

September 1996 – Juni 2004	Öffentliches Stiftsgymnasium der Benediktiner in Melk
----------------------------	---

Studium

Seit März 2010	Universität Wien – Masterstudium Allgemein Linguistik
Seit Oktober 2008	Universität Wien – Masterstudium Finno-Ugristik
Oktober 2004 – März 2008	Universität Wien – Bakkalaureatsstudium Hungarologie
Oktober 2004 – Jänner 2011	Universität Wien – Bachelorstudium Romanistik (Spanisch)

Studienaufenthalt

Jänner – Juni 2009	Auslandssemester: Studium der Finno-Ugristik an der Eötvös Loránd Universität in Budapest
--------------------	---

- Stipendiatin der Aktion Österreich – Ungarn

Leistungsstipendien der Universität Wien

Jänner 2012	Allgemeine Linguistik
Februar 2007	Romanistik